Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechszehnter Jahrgang

Nr. 2 — Marburg i. H., den 9. Januar — 1902

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1581 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk., Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltne Petitzeile; Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Feinde — Lutherworte — Labora et ora! Erstes Stück — Der Religionsunterricht auf dem Lehrerseminar — Das katholische Kirchenlexikon — Das Grünberger Diakonissen-Mutterhaus — Der Sonntag in der Kinderstube — Praktisches Christentum — Verschiedenes: Farbige Künstler-Steinzeichnungen; Jonas Lie; Ein Opfer der kirchlichen Bureaukratie im Reiche der Liebe (Bernstein); Russisches zur deutsch-polnischen Schulfrage; Vom Burenkrieg und vom Bischof von Rochester — Quittung — Anzeigen

Feinde

Jaget nach dem Frieden gegen Jedermann und der Heiligung, ohne welche wird Niemand den Herrn sehen. Hebr. 12, 14.

Ein Christ soll keinen Feind haben. Kaum ist diese Forderung aufgestellt, da regnet es Einwände. Die bibelfesten Leute voran: „Es steht geschrieben Röm. 12, 18: Ist es möglich, so viel an euch ist, so habt mit allen Menschen Frieden.“ Gewiß: so viel an euch ist — das soll jedenfalls nicht zur Entschuldigung gesagt sein, sondern zur Anfeuerung, zur äußersten Anspannung. Und noch einmal: „Es stehet geschrieben Matth. 5, 44: Liebet eure Feinde. Damit sagt sogar der Herr Christus und setzt voraus, daß seine Jünger Feinde haben, die sie lieben sollen.“ Gewiß; aber sie sollen sie eben lieben, und selig preist er die Friedfertigen, die Friedestifter, Matth. 5, 9. Und in unserm Spruch steht geschrieben: Jaget nach dem Frieden gegen Jedermann. Damit ist ohne Zweifel dem Christen eine ganz gewaltige Anstrengung zugemutet, das Ziel zu erreichen. Das Ziel ist: mit allen Menschen Frieden, und daß dies nicht möglich sei, kann mit gutem Gewissen nur der sagen, der an die Erreichung sein Leben gesetzt hat.

Wir geben uns viel zu rasch damit zufrieden, daß wir Feinde haben. Wenn Jesus und die ersten Christen viele Feinde hatten — ist das ein Wunder bei dem Neuen, das sie hineinbrachten in ihre Welt, mit dem Anspruch, daß so viel Altes ihm weichen sollte? Dürfen wir uns damit vergleichen? Leben wir nicht in einer Welt, die uns achten, schätzen, lieben, auf den Händen tragen würde, wenn wir in Allem vollkommene Christen wären? Die den größten Anstoß jedenfalls an uns nimmt, wenn wir es nicht sind?

Sonst denkt und empfindet man neutestamentlich, evangelisch, christlich und thut sich auf den Fortschritt Etwas zu gute, aber in diesem Stück konserviert man kräftig die alttestamentliche Frömmigkeit. „Du schlägst all meine Feinde auf den Backen und zerschmetterst der Gottlosen Zähne.“ Solch einen Gott mag man gut leiden. Ob nicht das allsonntägliche Singen der Psalmen, ohne Unterschied und Auswahl, den englischen Christen mit zu jener erstaunlichen Fähigkeit geholfen hat, Feinde zu haben und die eignen Feinde den Gottlosen gleich zu setzen, gegen die Gott den Sieg geben muß? Und von den Buren weiß man, daß ihre Frömmigkeit alttestamentlich ist. Aber auch der deutsche Bauer denkt bei den Feinden, von denen die Psalmsänger voll sind, nicht an Sünde, Tod und Teufel, wie der Pastor will, sondern an den Nachbar, mit dem er im Rechtsstreit liegt.

Es bleibt eine dem Christen auferlegte heilige Aufgabe, keine Feinde zu haben. Sie kann ihm durch keinen Hinweis auf die Schönheit kräftigen Hasses, auf die Unentbehrlichkeit moralischen Abscheus, auf die Ausnahmestellung etwaiger Berufspflichten abgenommen werden. Durch alle die natürlichen Hindernisse und künstlichen Verhüllungen ringt sie sich immer wieder empor in ihrer gigantischen Größe und macht uns das Gewissen lebendig.

R

Lutherworte

Es fleußt daher auch eine andere Frage: ob Gott zur Sünde treibe? Solches machet, daß ich Gott fasse in einen Ring und Zirkel, oder in ein Glas, darinnen ich ihn will behalten. Er hat mir fürgeschrieben, wie ich leben und ihm dienen soll, da meine ich denn, er solle auch so leben . . . .

Mit diesem Messen bringt man sich um Leib, Leben und um unsern Herrgott. Da heißet es: Miß in Teufels Namen hin! Aber ein jeglich Herz, das da sagen kann: Lieber Gott, mach es, wie es Dir gefällt, ich bin zufrieden — das kann nicht untergehen.

Auslegung über etliche Kapitel des andern Buchs Mosi. 1524

Labora et ora!

Arbeite und bete!

Es ist kein Gedächtnisfehler, auch kein Schreibfehler: so will ich es haben, und nicht umgekehrt! Denn so scheint es mir dem Sinne Christi besser zu entsprechen als in der gewöhnlichen Folge.

1

Es giebt eine geläufige Paraphrase dieses Sprichworts. Wir kennen sie alle: Beten, als ob alles Arbeiten nichts nütze, und arbeiten, als ob alles Beten nichts nütze. Gott Lob ist Keiner so thöricht, danach zu thun, er wäre zu bedauern. Doch halt! gleich mir gegenüber wohnt Einer, der es so macht. Er schindet und plackt sich den ganzen Tag, er hat viele Kinder, die will er alle anständig durchbringen, darum muß er schaffen, schaffen, was das Zeug hält, und die Frau und die älteren Kinder müssen mitanfassen, — arbeiten, arbeiten, alles Andere hilft ja nicht! Die ganze Woche über von früh bis spät harte Arbeit. Aber er bringts doch nicht weiter. Morgens, ehe die

Arbeit beginnt, und Abends, wenn sie aufhört, wird gebetet. Heftig, himmelanstürmend, lange und laut! Ich sehe es zuweilen, wie die Kinder unruhig werden und anfangen, einander in die Beine zu kneifen, während der Vater betet, betet, — denn alles Andere hilft ja nicht! Und ist irgendwo eine „Versammlung“ oder eine Gebetstunde, da gehen sie alle hin, und der Vater betet jedesmal, meistens zuerst. Denn jeder der „Brüder“, der Etwas auf dem Herzen hat, darf „es dem Herrn darbringen“. Ich bin auch einmal dabei gewesen; es mögen wohl an fünfzig Menschen da gesessen oder gekniet haben, aber ich fühlte mich so einsam unter ihnen, daß mich fror. Und als ich diese Leute näher besah, da waren sie fast alle wie mein Gegenüber, sie arbeiteten, als ob das Beten, und beteten, als ob das Arbeiten keinen Zweck hätte. Da haben sie mich gedauert, die armen Leute. Die menschliche Seele soll eine Geige sein, von Gottes Meisterhand gestimmt; und da lagen schlaff und tonlos zwei Saiten über das edle Holz hinüber, „Arbeit“ hieß die eine, „Gebet“ die andere; die wurden nun fort und fort von verständnisloser Hand zum Schnarren gebracht, so daß der Tonkasten auch schon anfing, rissig zu werden. Und als ich sachte und behutsam die Schrauben anziehen wollte, um zu sehen, ob die beiden Saiten nicht in Einklang zu bringen wären, da waren sie unbrauchbar geworden, immer schnarrten sie wieder zurück in ihre gewohnte Schlaffheit, und zuletzt so laut und heftig, daß ich mich abwenden mußte, weil mir für meine eigene Seele bange war.

O, dieses zwecklose Arbeiten und dieses zwecklose Beten! Dieses Arbeiten — eben, nur um zu arbeiten, und dieses Beten — eben, nur um zu beten! Dieses Auseinanderreißen des Menschen in einen „natürlichen“ und einen „geistlichen“! Wieviel tonlose Musik, wieviel verdorbene Menschenseelen haben sie schon verbrochen! Da kommt keine Freude ins Haus, keine Harmonie in die Seele, keine Festigkeit in den Charakter; Zeit und Ewigkeit sind und bleiben getrennte Welten; Gott ist nicht gegenwärtig, und wenn man tausend Mal meint „das Wehen seines Geistes zu verspüren“. Das Leben verläuft so programmmäßig, so mechanisch, und wenn es vorüber ist, dann dauert der Beifall eine Zeitlang, aber der Ertrag ist gleich Null. Woher oft der Widerwille der Kinder aus solchen Häusern gegen alles Christliche? Weil das Christentum nur Surrogat, aber nicht Wesen und Kraft war.

Als wir noch Kinder waren, lehrte man uns beten. Die Mütter thun es zumeist. Und es wurde uns beigebracht, das Beten helfe, der liebe Gott erhöre — die „artigen“ Kinder am allerliebsten. Und dann beten die kleinen Herzblättchen um Heilung einer zerbrochenen Puppe, aber die Glieder haften nicht aneinander, die Mutter muß erst kommen und Hilfe bringen. Es zieht ganz still und leise ein kleines Mißtrauen gegen die Macht des Gebetes in die Kinderseele; das Gebet wird zur „Religionsübung“, mit der man gar, wenn der Pastor kommt, einmal Parade machen kann. Eine Art medium magicum soll das Gebet sein, kein Ausfluß des ganzen Innenlebens; ein Notanker und Lückenbüßer für unsere Unvollkommenheit. Kein Wunder, wenn bei diesem unorganischen Nebeneinander von Arbeit — oder allgemeiner — von Leben und Gebet die Unvollkommenheit stets die gleiche bleibt!

Arbeit und Gebet, wie sie doch zusammenhängen!

Vor Jahren hat der Major von Wißmann, s. Z. Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, behauptet, man solle die unzivilisierten Völker zuerst das Arbeiten und dann das Beten lehren; zuerst die Kultur und dann die Religion! Die Missionsfreunde waren damals sehr aufgebracht*) über diesen Exkurs in ein Gebiet, auf dem Wißmann nicht „Sachverständiger“ sei. Nein! so hieß es, zuerst die Religion und dann die Kultur! Ganz abgesehen davon zunächst, wer mehr und wer weniger Unrecht hatte — damit waren sie alle auf dem Holzwege, daß sie Arbeit und Gebet, Kultur und Religion trennen wollten. Oder sollte in dieser Trennung unbewußt und ungewollt das Geständnis liegen, unsere heutige Kultur der Schnellfeuergeschütze lasse sich nicht mit gutem Gewissen mit der Religion zusammen nennen?

Wenn ich damals nicht zu jung gewesen wäre und nicht selbst noch in „Anti-Wißmann“ gemacht hätte, so würde ich Herrn von Wißmann zugerufen haben: Nur gemach! Bringen Sie den Schwarzen die Kultur — aber als Religion! und den Missionaren: Bringen Sie den Schwarzen die Religion — aber als Kultur! Dann, glaube ich, hätten Beide ihre Aufgabe nach Christi Sinn erfüllt, und aller Streit war geschlichtet.

Aber zwischen Arbeit und Gebet, Kultur und Religion ist noch Zwist. Dieselben Engländer, die Millionen Bibeln drucken in fast vierhundert Sprachen, bringen als Kulturboten das Opium, den Branntwein und den — Kapitalismus in ihre Kolonien, in ihre unterjochten Völker. Wir Deutsche sind auch nicht im Stande, unsere Hände in Unschuld zu waschen. Da liegt ein Widersinn, den Viele empfinden. Eine doppelte Wahrheit kanns doch nicht geben, eine kulturelle und eine religiöse. Wer hilft die Brücke bauen zwischen Arbeit und Gebet, daß Eins das Andere durchwirke? So kann es nicht bleiben, es muß anders werden.

Es hilft nicht, nun ein Drittes zu suchen, das ergänzend hinzutrete. Solch ein Drittes giebt es nicht. Wenn zwei Freunde sich gezankt haben, und es soll Herzensfriede werden, dann müssen sich Beide bessern. Darum, meine ich, Arbeit und Gebet, Kultur und Religion müssen tiefer erfaßt werden, wenn die Kluft zwischen ihnen ausgefüllt werden soll.

Hans Wegener

*) Wir auch. Vgl. Jahrgang 1890, besonders Nr. 34, 35, 36. D H

Der Religionsunterricht auf dem Lehrerseminar

1

Unchristliche oder antichristliche Strömungen im neuzeitlichen Lehrerstande: wieviel ist darüber nicht schon mit Recht oder Unrecht geklagt und gescholten. Nicht minder über die herzlose, mechanische und gemütsarme Art, in der vielfach der Religionsunterricht gerade in der Volksschule erteilt werde. Mancher ehrliche Lehrer atmet in der That auf, wenn er von der Religionsstunde zu einem andern Fach übergehen darf; den Kindern geht es ebenso und nicht zum wenigsten dem Inspizienten, der etwa dabei sitzt und Geistesverkehr spüren möchte, nicht Mühlenklappern. Den letzten Zusatz muß man freilich machen; denn es giebt auch Revisoren, die nur auf korrekte Handhabung der Lehrformen und auf wackere Sicherheit im Stoff ihr Augenmerk lenken. Diese haben am wenigsten zu leiden.

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Wer einer oder der andern von jenen Klagen zustimmt — natürlich ist an allen Uebertreibungen etwas Richtiges —, der wird sich nach den Lehrerseminaren umsehen müssen, wo diese Früchte gezeitigt sind. Und wer für die Wiederbelebung des religiösen Sinnes in unserm Volk auch von dem ungeheuer wichtigen Faktor der Volksschule das Seinige erhofft, der wird darüber sinnen, wie dem Religionsunterricht eine Gestalt gegeben werden könne, die lebendigeres religiöses Interesse erzeuge.

Es sind in der That nicht wenig Hemmnisse gewesen, die sich dem bisher entgegenstellten. Einmal eine gewaltige Ueberschätzung des Stoffwissens auf Kosten des Urteils, des Gefühls und des Interesses. Der „Materialismus im Religionsunterricht“ hat trotz Dörpfeld sehr auf den Seminaren geherrscht. Ein Herr, der ganz als Vertreter der „Seminartradition“ gelten kann, erzählte mir kürzlich in scharf tadelndem Sinne, daß einer seiner Seminaristen Pfleiderers Religionsphilosophie, Kaftans Wesen der christlichen Religion und Harnacks Wesen des Christentums teils geliehen, teils gekauft habe. Auf meine Erwiderung, daß das doch immerhin ein seltenes Zeichen religiösen Interesses sei, hieß es: „Aber er kann keine zwölf Kirchenlieder, er erzählt die biblischen Geschichten ganz unsicher, und mit dem Katechismustext hapert es beständig.“ Ich bekannte, im ersten theologischen Examen

keine sechs Kirchenlieder „gekonnt“ und den Katechismustext äußerst lückenhaft beherrscht zu haben, und Herr N. konnte von sich nichts Anderes aussagen. Aber „an diese jungen Leute sind andere Forderungen zu stellen.“ Der Gedanke, daß „diese jungen Leute“ verpflichtet seien, ganz andern Dingen Interesse abzugewinnen, als sonstige Menschen, ist lange verbreitet gewesen; oder vielmehr das Interesse ist gegenüber dem Stoff überhaupt zurückgestellt worden. Natürlich ist aus vielerlei pädagogischen Gründen zu wünschen, daß der Lehrer in den Stoffen, die er später im Unterricht zu verarbeiten hat, völlig frei und unabhängig vom Buch sich bewegen könne; aber es ist nicht einzusehen, warum nicht der Lehrer ebensogut wie wir Theologen diese Stoffsicherheit durch die praktische Thätigkeit selbst sehr bald sich sollte aneignen können, vollends da seine eigene Kindheit doch wirklich vorgearbeitet hat. Wohingegen Erweckung des Interesses, Vertiefung der religiösen Gefühle und Klärung der religiösen Urteile ganz eigentlich Aufgabe des Seminars wäre. Kann sie doch durch Nichts ersetzt werden, wenn sie auf dem Seminar versäumt wurde. So hat man vielfach um des Stoffs willen das Interesse, um der Materie willen den Geist totgeschlagen. Ist es ein Wunder, wenn der so vorgebildete Lehrer in seiner Schule weiter geistlos Stoff paukt — natürlich durchaus korrekt mit Vertiefung, Verknüpfung und Anwendung —, trotz aller Vorschrift der Allgemeinen Bestimmungen: „Geistloses Einlernen ist zu vermeiden“?

Dazu kam, daß selbst die Auswahl des Stoffes in gleich verderblicher Weise wirken mußte. Dieselben Geschichten, mit denen das Kind acht Schuljahre hindurch gespeist war, die dann der Präparande noch einmal bis zur Ermüdung verarbeitet hatte, wurden dem 17—20 jährigen Seminaristen aufs neue vorgesetzt. Der den Lehr- und prophetischen Büchern entnommene Stoff war verschwindend klein, dazu durch die Allgemeinen Bestimmungen vom ersten Seminarjahr, wo der Unterricht im Alten Testament liegt, ausdrücklich ausgeschlossen und in ein paar Wochen des letzten Jahres verlegt. Der systematische Unterricht nach Luthers kleinem Katechismus — Zergliederungen, Definitionen, Spruchsammlungen! Ein ganzes Jahr lang eine Wochenstunde Kirchenlied; und wie geistlos, wie unbeschreiblich öde in Wortklauberei und Buchstabendienst, das ermißt, wer einen Blick thut in das auf Seminaren ganz ungemein verbreitete, in den letzten 25 Jahren wohl in mehr als 15000 Exemplaren abgesetzte Lehrbuch von Schultz und Triebel „Die gebräuchlichsten Lieder der evangelischen Kirche.“ Eine Geistesspeise für junge Männer, von der man nur sagen kann: Steine statt Brot.*)

Auf diesen beiden Gebieten nun ist in jüngster Zeit eine entschiedene Aenderung angebahnt. Sowohl bezüglich einer richtigeren Wertung des Stoffes gegenüber dem Interesse als einer angemesseneren Stoffauswahl sind von behördlicher Seite so klare Intentionen kundgegeben, ja teilweise ganz bestimmte Anweisungen erlassen, daß eine Wendung zum Guten garnicht ausbleiben kann.

2

Anders ist es mit dem dritten Punkt, der als Schädling des Religionsunterrichts auf den Lehrerseminaren angesehen werden kann, der Auffassung der religiösen Stoffe. Hier kann, abgesehen von den Personalien, die Behörde Nichts thun; hier muß durch das Zusammenwirken von Theologie und Seminarpraxis die Lehrbuchlitteratur und der Unterricht allmählich auf ein anderes Niveau gehoben werden. Denn es muß gesagt sein: von dem an Ritschls, ja schon von dem an Schleiermachers Namen geknüpften Aufschwung der Theologie und des Kirchenlebens ist bisher in das Seminar ganz ungemein Wenig hineingedrungen. Die Stellung, die hier den Zöglingen aufgeprägt wurde, ist wesentlich die des Supernaturalismus vom achtzehnten Jahrhundert. Das Wesen der Religion im allgemeinen wurde weder tief bedacht, noch dem Seminaristen enthüllt, noch ein dem Wesen der Religion entsprechender Religionsunterricht den künftigen Religionslehrern erteilt oder empfohlen; und die im Christentum und seinen Vorstufen gegebene besondere Offenbarung wurde nicht als Geschichte gefaßt, nicht als die in der Geschichte und im Zusammenhang des Naturgeschehens und der Menschheitsentwicklung gegebene Selbstenthüllung Gottes, sondern als völlige Durchbrechung des in der Schöpfung begonnenen Weltablaufs; als klassische Offenbarungsquelle demgemäß das Wunder, nicht einmal im Sinne der rationes seminales des Augustinus, sondern in der eben bezeichneten Auffassung des Supernaturalismus, und die Schriftinspiration etwa im Sinne Quenstedts, der zwar nicht gelehrt, aber praktisch geübt wurde. Die Folge ist, daß der religiöse Vorstellungskomplex in seinen Grundlagen außerhalb der übrigen Weltanschauung steht, die der moderne Unterricht übermittelt, und daß er demgemäß diese übrigen Vorstellungsmassen nicht durchdringen, vollends mit seinem Gefühlsinhalt die übrigen Gefühle nicht beherrschen kann.

Erste Aufgabe wäre somit, daß der Religionsunterricht auf dem Seminar, soweit er historisch ist, zunächst die von den Theologen aller Richtungen längst vollzogene Scheidung bewirkt zwischen Offenbarungsglauben und Bibelglauben, indem er die Bibel in ihrem durchaus natürlichen, menschlichen, von zahllosen Geschichtsfaktoren mitbedingten Gewordensein aufweist; zugleich aber die Offenbarung selbst als Geschichte der Entwicklung der Gotteserkenntnis und das in Christus gegebene Neue, Abschließende von der Seite zeigt, die nicht bei Aeußerlichkeiten hängen bleibt, sondern in das Wesen der Religion hinabführt. Zu diesem Zweck ist zu fordern, daß die Ergebnisse der neueren Theologie für das Seminar fruchtbar gemacht werden; denn es handelt sich um Religionsunterricht und Bildung von Religionslehrern, nicht um akademischen Wissenschaftsbetrieb. In Betracht kommen also nach dem Obigen Einleitungsfragen und israelitisch-christliche Religionsgeschichte.

Nun aber beginnt der schädliche Kreislauf. Alte Vorstellungsmassen müssen aufgelöst werden, um neuen, religionskräftigeren zu weichen; weil aber das Gefühl der Ehrfurcht im religiösen Gefühl eine so hohe Stelle einnimmt, jede Auflösung des Alten aber eine gewisse Ehrfurcht vermissen läßt, so stellen sich die religiösen Gefühle gerade da, wo sie noch vorhanden sind, einer vermeintlichen Gefährdung ihrer selbst entgegen; und was der Religion schädlich war, tritt mit dem Anspruch auf, um der Religion willen erhalten zu werden. Das erlebt der Universitätslehrer, wer weiß wie oft, bei seinen Studenten; der Seminarlehrer muß es bei seinen Zöglingen naturgemäß noch weit öfter erleben. Das bewirken mancherlei Gründe.

Einmal entstammen (nach einer Berechnung von 1893) über 75 Prozent der Seminarzöglinge Preußens bäuerlichen und Handwerkerkreisen, wo konservativer Sinn heimisch ist. Sodann ist die elementare Methode, wie sie in Präparande und Seminar wenigstens hergebracht ist, einer freieren Urteilsbildung vielleicht nicht sehr förderlich. Indem durch Gliederung und Entwicklung Aneignung und Verständnis des Stoffs ganz ungemein gefördert werden, wird doch der Geist an einem gar zu sanften Gängelband geführt. Abweichungen, wie sie von kräftigen Pädagogen von Zeit zu Zeit empfohlen werden, die sich mehr in Form des Vortrags und der Aufgabe bewegen, erzielen sofort, was ein synthetischer Unterricht immer hervorrufen muß: ein stärkeres Hervortreten der verschiedenen Begabungen. Den Begabten gereicht diese selbständigere Uebung

*) Eine Probe: Zu „Lobe den Herren“, Vers 1 heißt es: „Ich fordere meine Seele auf, den Herrn zu loben; das ist mein Begehren. Meine Seele nenne ich geliebt, weil sie mir viel mehr wert sein soll denn der Leib; denn was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele (Matth. 16, 26). Den Herrn nenne ich den mächtigen König der Ehren; er ist ein König, denn alle Menschen, auch die Könige dieser Erde sind seine Knechte, mächtig ist er, denn so er spricht, so geschiehts (Ps. 33, 9); und der König der Ehren, weil er der höchsten Ehre, der Anbetung wert ist. Kommet zu Hauf'! Mit diesem Worte fordere ich auch Andere auf, sich mit mir im Lobe Gottes zu vereinigen. Psalter und Harfe sind musikalische Instrumente; die Worte bedeuten: Auch die Musik soll ich zu Gottes Lobe vernehmen lassen, wie dies auch die letzte Zeile sagt: Lasset die Musikam hören.“ — Gewiß tiefer als Harnacks Wesen des Christentums!

des Geistes zum Heil, den Unbegabten aber, die nun einmal nicht so können, zum Nachteil. Und das ist im Lehrerbildungswesen eine bedenkliche Sache. Der Kampf ums Dasein, der auf den höheren Schulen wenigstens früher stattfand, wo man von Methode nicht viel wußte und der Begabte mitkam, der Unbegabte liegen blieb, kann nicht auf Anstalten herrschen, die aus zahlungsschwachen Volksschichten unter beträchtlichem Aufwand von Staatsmitteln in einer gewissen Zeit eine gewisse Zahl von Lehrern notwendig hervorbringen müssen. Da wird durch die Not immer wieder diejenige Lehrform in den Vordergrund treten, die auf die psychologisch naturgemäßeste Weise der großen Menge die Lernarbeit am meisten erleichtert.

Ein weiteres Hindernis ist der obligatorische Unterricht durch einen Lehrer. Der Student sitzt frei vor seinem Professor. Fühlt er sich durch dessen Vortrag verletzt, weil ihm Vorstellungen angetastet werden, die er mit religiösem Gefühl umschlossen hat, und scheinen die Gründe, sie anzutasten, ihm nicht zwingend, sondern nur einer gewissen Neigung zum Zweifel entsprungen, so geht er seiner Wege. Hundertmal geschieht das. Der Seminarist dagegen muß aushalten, denn sein Lehrer ist ihm von Staats wegen gesetzt und sein Lehrbuch ihm durch Anordnung der Behörde oder durch Autorität seines Lehrers vorgeschrieben. Welche Erbitterung muß sich da des jungen Mannes bemächtigen, der von Hause aus mit Scheu vor den ihm heilig gemachten Vorstellungen erfüllt ist, der nun seinen Lehrer nicht ungern, unter dem Druck zwingender Gründe von diesen Vorstellungen weichen, sondern rasch, mit Gründen, die ihn nicht überzeugen, sie auflösen sieht und ihm stillhalten muß, gezwungen, vergewaltigt. Und wie rasch muß das unter Umständen gehn! In einem Halbjahr (der dritten Seminarklasse) in vier Wochenstunden, entsprechend dem vierstündigen Kolleg eines Semesters, Kritik des ganzen Alten Testaments!*) Ist das nicht ungeheuerlich? Daher dann so leicht der plötzliche Ausbruch des Mißtrauens, der in Beschwerden, in Briefen seitens der Eltern und dergleichen sich kundthut. Ich kann hier getrost erzählen, daß ich selbst vor nun bald zehn Jahren Derartiges erlebt habe, als ich Wellhausens voll von der Universität kam. Ich hatte nicht bedacht, wie schweren Kampf es mich selbst gekostet hatte, dieses Geschichtsbild in mich aufzunehmen; erst im vierten Semester war ich überzeugt, nachdem ich die Prolegomena Satz für Satz mit allen Belegstellen zum zweiten Mal durchgearbeitet hatte. Wo ist dazu die Zeit in einem Lehrerseminar! Diejenigen Seminaristen aber, die einem auf eine flüchtige derartige Notiz schon zufallen, sind oft gerade solche Elemente, an denen uns am wenigsten liegt, weil eine religiöse Erneuerung der Zukunft von ihnen am wenigsten zu erhoffen ist. Noch oft, nachdem ich für die eigenartigen Seminarverhältnisse mehr Verständnis gewonnen, habe ich mit herzlichem Mitgefühl große, ängstliche Augen auf mir ruhen gesehn, wenn ich an Stelle der verehrten alten die besseren, aber neuen Vorstellungen zu setzen im Begriff war. Es mußte ja doch sein, denn es muß eben unter der Verknöcherung die Religion allmählich in immer breiteren Volksschichten ersterben. Aber mit Segen kann die Umbildung nur geschehen, wenn wir nicht als willkürliche Neuerer oder als liberale Parteigänger dastehen, sondern wenn die volle, feste Ueberzeugung der Schüler uns begleitet. Dazu gehört Zeit und Maß.

Um so mehr, als gerade in das Seminar Nebeneinflüsse so leicht störend hineindringen, um das Vertrauen zu untergraben. Ein paar Beispiele! Ein Seminarlehrer hat von dem Unterschied in dem kanonischen Wert der biblischen Bücher gesprochen und den Prediger Salomo mit Berufung auf Luther in dieser Beziehung angefochten. Darauf predigt am nächsten Sonntag der Pastor, dessen Gottesdienst die Seminaristen offiziell zu besuchen haben, wörtlich: „Spürst du nicht, daß mit Einem Alles stürzt? Merkst du nicht, daß, wer dir ein Buch nimmt, dir die ganze Bibel raubt?" Ich habe in meinem Religionsbuch für Lehrerseminare, Teil 1, um ein Beispiel von der allmählichen Entstehung der alttestamentlichen Geschichtsbücher zu geben, durch Vergleich von Jos. 10, 13 mit 2. Sam. 1 den Schluß ziehen lassen: das Buch des Redlichen, eine Sammlung alter Heldenlieder, das schon ein Lied Davids enthält, ist im Buch Josua benutzt; folglich ist das Buch Josua erst zu oder nach Davids Zeit abgefaßt. Ich habe nie einen Seminaristen gefunden, der diesen Schluß nicht mitgezogen hätte. Da bringt mir ein Zögling eine Kritik meines Buches in der „Evangelischen Volksschule," die amtlich den Seminaristen zur Lektüre gehalten wird; darin heißt es:

> Wenn behauptet wird, das Buch Josua könne erst zu oder nach Davids Zeit abgefaßt sein, weil das Buch des Frommen als Quelle benutzt worden ist, so ist das ein Trugschluß. Das „Buch des Frommen" kann wohl von einem Zeitgenossen Josuas benutzt worden sein. Es war eben noch nicht abgeschlossen und wuchs mit der weiteren Geschichte Israels.

Glücklicherweise waren diese immer neuen Eintragungen immer neuer Lieder Jahrhunderte hindurch immer in dies eine Buch für die bewegte Zeit, um die es sich hier handelt, den Seminaristen selber eine so abenteuerliche Vorstellung, daß sie über diesen Kritiker lächelten. Hätte man dagegen auf wirklich übereilte Schritte hinweisen können, wo die Ueberzeugung nicht so fest auf meiner Seite gestanden hätte, etwa auf Hypothesen, zu deren Begründung verwickelte Quellenscheidungen nötig sind, die für den Laien immer etwas Willkürliches haben*), so wäre ich rasch gebrandmarkt, stände als der liberale Parteimann da, der seine amtliche Stellung zur Aufnötigung seines Parteistandpunktes mißbrauchte, und hätte nur noch bei einem Teil meiner Schüler Vertrauen, — vielleicht nicht bei den Besten.

Man sagt: aber die Hypothesen kommen doch zur Kenntnis des Lehrers, später, wenn er vom Seminar herunter ist. Ganz recht; und da gehören sie dann auch hin; denn nun beginnt, was auf der Universität immer da war: das freie Studium. Im obligatorischen Seminarunterricht muß der Lehrer sich Vertrauen erwerben, indem er aufklärend gewisse Tritte thut. Er mag erwähnen, daß es auch jene oder diese Hypothese noch giebt, ihre Beleuchtung aber dem Privatstudium überlassen.

3

Es kommt für uns darauf an, daß wir diejenigen religionsschädlichen Vorstellungen aufheben, die wir mit der Zeit und den Mitteln, die das Seminar bietet, als irrtümlich zur vollen Evidenz bringen können. Das sind: der mechanische Inspirationsbegriff und der kraß supernaturalistische Offenbarungsbegriff mit all ihren schädlichen Folgen. — Einer unserer hervorragendsten Schulmänner hat als Prüfungskommissar zu einem Seminaristen, der beim fünften Gebot auch gegen die Rachsucht sprach, geäußert: „Das müssen Sie einschränken! Denken Sie an Rachepsalmen, an den Schluß von Psalm 137! Sie werden doch an dem, was der heilige Sänger da spricht, keine Kritik üben wollen?" Das ist die alte „Seminartradition."

In einem der allerverbreitetsten Seminarlehrbücher, der biblischen Geschichte von Sperber, heißt es zu Jakobs Handel um die Erstgeburt: „In Jakob offenbart sich hierbei die Grundrichtung seines Herzens auf das verheißene Heil," oder zu Rahabs Verhalten (daß sie die Kundschafter verborgen und vor ihren Landsleuten verleugnet habe): „Der Landesverräterei konnte sie nicht beschuldigt werden, da sie ja in der That Nichts verraten hat und von den Verteidigungszuständen der Stadt Nichts verraten konnte." Das ist etwa Moral im Sinne Liguoris.

Mit dieser Seminartradition muß zunächst aufgeräumt werden, indem die ganze Gotteserkenntnis und Moral des Alten Testaments fortlaufend unter die Beleuchtung des Neuen gestellt und die „Heiligkeit" seiner Helden und Schriftsteller am Geiste Christi gemessen, als äußerst ergänzungsbedürftig erwiesen, auch bei Lektüre der Propheten in ihrer fortschreitenden

*) Nach den neuen Plänen von 1901. Früher in einem Jahr in drei Stunden.

*) Oft selbst für den Mann der Wissenschaft. Man vergleiche Spittas Kritik der Vischerschen Quellenscheidung an der Apokalypse.

Entwicklung gezeigt wird. Der ganze mechanische Inspirationsbegriff bricht durch solches konsequent und zielbewußt fortgesetztes Verfahren in sich selbst zusammen. Kann man das dadurch unterstützen, daß man an wenigen ganz schlagenden Beispielen auch die Quellen der alttestamentlichen Geschichte als Ergebnis eines Werdeprozesses erweist, der bei andern Völkern seine Analogie findet, und etwa noch eine Geschichte des Kanons vorausschickt oder hinzufügt, so hat man dem verknöcherten Buchstabendienst den Boden abgegraben und einem wahrhaft geschichtlich religiösen Sinn die Thore weit geöffnet. Die weitere Entwicklung hat man abzuwarten.

Es ist eine grundverkehrte Anschauung, daß im Neuen Testament die Sache schwieriger liege. Neun Jahre lang habe ich stets das Gegenteil wahrgenommen. Gerade weil die dort berührten Thatsachen mit dem innersten Glaubensgrunde in so enger Berührung stehen, kann der positive Wert der Kritik in einer zum Herzen sprechenden Weise sich entfalten. Daß man die ganze Geschichte Jesu zum Mythus, zur Legende hat stempeln wollen, weiß auch der Seminarist; und der Lehrer erntet nur Dank, wenn er durch klare, kurz überzeugende Einführung in die Evangelienforschung das junge Gemüt auf festen Fuß stellt. Natürlich kann nachher wiederum von verwickelter Quellenscheidung, von Prüfung der einzelnen Perikopen auf ihren geschichtlichen Wert keine Rede sein; sie wird auch gar nicht so sehr als Bedürfnis empfunden, wenn man sich über die Prinzipien klar geworden ist. Gegenüber den Wundern stellen sich unsere Schüler leichter, als man denkt, auf den großen Standpunkt, den Harnack in seinem „Wesen des Christentums" empfiehlt; und ihre Ueberschätzung als Offenbarungsquelle wird leicht verhütet, wenn man einmal Jesu eigenes Urteil darüber klar hervortreten läßt, ihre Analogien in der Geschichte vor und nach Christus nicht übersieht und vor allem ihre völlige Wirkungslosigkeit bei denjenigen beachtet, selbst den Augenzeugen, die den geistigen Einwirkungen Jesu nicht zugänglich waren. Das Evangelium des Herrn ist es, wonach hier die jungen Männer verlangen, und wodurch man ihren religiösen Sinn in einer den regsamsten Geist erhebenden Weise befriedigen kann. Die Briefe im Rahmen der Apostelgeschichte bieten die willkommene Fortsetzung und Ergänzung.

Wird nun im systematischen Unterricht alles Gewonnene überschaut und geordnet, so muß es meines Erachtens durchaus nicht mehr im Anschluß an den kleinen Katechismus geschehen.*) Auch die Confessio Augustana scheint mir dazu nicht geeignet, weil sie einzelne bereits gegebene theologische Begriffe bespricht, nicht aber anschaulich macht, inwiefern sie zum Wesen der christlichen Religion notwendig gehören. Der verfehlte Gedanke, daß das Christentum ein Konglomerat einzelner Lehrsätze sei und durch deren Uebermittelung angeeignet werden könne, schleicht sich hierdurch unvermerkt gar leicht wieder in die Seele. Es sollte deswegen nach einer Vertiefung in das Wesen der Religion das fromme Selbstbewußtsein, wie es durch Christus bedingt ist, beschrieben werden und somit die christliche Glaubenslehre als wirklich organisches Ganze hervortreten, in jedem kleinsten Teil innerlich belebt und verbunden durch das religiöse Grundprinzip, ohne das kein Satz in dieses System hineingehören würde. Der Katechismus dürfte hierbei nur die Rolle spielen, daß bei den einzelnen Paragraphen hinzugefügt würde, wo und wie die betreffende Wahrheit im Katechismus zur Sprache kommt und mit seiner Hilfe Kindern ans Herz gelegt werden kann. Die Sittenlehre wird natürlich innerlich verbunden an ihrem Ort hinzutreten. Auf diese Weise dürfte am ehesten erreicht werden, daß der künftige Lehrer in seinem Unterricht, soweit er systematisch ist, an Stelle seichter Scholastik die Richtung auf Erweckung der Religion als Frömmigkeit in keinem Augenblick aus dem Auge verliert.

Religion ist es, was wir überall geben und stärken wollen. Theologische Spezialarbeit vermag und braucht das Lehrerseminar nicht zu leisten. Wird aber jenes Ziel klar festgehalten, so wird eine Neubelebung sich ganz gewiß erreichen lassen. Nur vergessen wir nicht: wie die Universitäten und die Kirche ein Jahrhundert der Entwicklung gebraucht haben, um aus neuen Anregungen immer festere und zielgewissere Schritte zu thun, so kann auch auf den Lehrerseminaren nicht Alles über Nacht kommen. Treibhauspflanzen vertragen keine Stürme.

Richard Kabisch

*) In den neuen Lehrplänen wird das auch nicht mehr gefordert.

Das katholische Kirchenlexikon

Vor einigen Monaten erschien die Schlußlieferung der zweiten Auflage des Wetzer und Welteschen, jetzt von Professor Kaulen in Bonn herausgegebenen katholischen Kirchenlexikons: nach zwanzigjähriger Arbeit ist das große Werk vollendet. Das scheint eine außergewöhnlich lange Arbeitszeit, zumal das analoge Unternehmen der dritten Auflage der Herzogschen Realencyklopädie in schnellerem Tempo vollendet zu werden verspricht. Aber die Verzögerung mag in der besonderen Schwierigkeit liegen, auf katholischem Boden die geeigneten Arbeitskräfte für ein derartiges wissenschaftliches Unternehmen zu finden, zum Teil wohl auch in der Sprödigkeit des zu behandelnden Materials. Wie dem sei, alle Klagen über langsamen Fortgang müssen verstummen gegenüber der Freude über die glückliche Vollendung.

Das Kirchenlexikon ist entstanden als Konkurrenzunternehmen zu der Protestantischen Realencyklopädie; es soll gleich dieser einen Ueberblick geben über die wichtigsten Fragen der gesamten Theologie, mit besonderer Berücksichtigung natürlich der speziell den katholischen Theologen angehenden Probleme. Berücksichtigt nun die protestantische Encyklopädie speziell die evangelisch-theologischen Fragestellungen, so ergab sich ganz von selbst die Umwandlung des Konkurrenzunternehmens in ein Ergänzungsunternehmen. Herzog-Hauck und Wetzer-Welte-Kaulen ergänzen sich in der That, und zwar in der allerglücklichsten Weise. Wer Orientierung bei Hauck nicht findet, wird sie wohl in den meisten Fällen bei Kaulen erhalten, und umgekehrt. Das Programm des Kirchenlexikons ist in seiner Art weiter und reicher; mit Glück wird der theologische Rahmen häufig gesprengt. Schlagen wir z. B. gleich den ersten Artikel auf: Aachen, und vergleichen ihn mit dem betreffenden der Realencyklopädie, so finden wir hier sofort die Einschränkung: „Aachen, Synoden", während dort der Bau des Aachener Münsters, eine Geschichte des Bistums Aachen (1801—1821) und Anderes geboten wird. Auch einen Artikel über Buddha und den Buddhismus sucht man bei Hauck vergebens, während Kaulen ihn bietet. Der Lokalgeschichtsforschung ist relativ große Aufmerksamkeit geschenkt; ich war erstaunt, z. B. einen Artikel über das kleine und nur von kurzem Bestand gewesene hessische Bistum Buraburg dort zu finden. Daß die einzelnen Klöster zumeist einen Sonderartikel erhalten, wird nicht befremden, ist aber sehr dankenswert. Es setzt das Kirchenlexikon, wenn ich so sagen darf, weniger voraus als die Realencyklopädie, es ist um eine Stufe populärer gehalten, keineswegs zu seinem Schaden. Ein Artikel z. B. wie der über „Abbreviaturen", in dem die wichtigsten Abkürzungen (wie O. S. B. = ordo sancti Benedicti u. a.) stehen, wird manchem Anfänger gute Dienste thun. Die Realencyklopädie hat ihn nicht. In Fragen des katholischen Kirchenrechts, der katholischen Dogmatik, der Theologie des Mittelalters ist in den meisten Fällen das Kirchenlexikon reichhaltiger als das Hauckſche Werk. Eine Herabsetzung des letzteren liegt darin selbstverständlich nicht; es kommt mir hier nur auf den Nachweis an, daß und inwiefern das Kirchenlexikon eine Ergänzung dazu ist. Beider Zwecke sind ja verschieden, und das muß sich naturgemäß in der Wahl der Artikel manifestieren.

Aber die Reichhaltigkeit ist zunächst Formsache; die Hauptfrage ist: sind die Artikel auch inhaltlich gut? Werfen wir einen kurzen Blick auf die am Schluß des Werkes verzeichnete Mitarbeiterliste, so finden wir Namen wie Bach, Bardenhewer, Brück, Ehrhard, den Präfekten der Vaticana Ehrle, Falk, Funk, Grisar, Güttler, Hansjakob, Hefele, Hurter, Hertling, Jungnitz, Knöpfler, F. X. Kraus, Pastor, Nik. Paulus, Sägmüller,

Schanz, Thalhofer, de Waal, Woker und noch eine ganze Reihe Anderer. Neben den dii minores hat die Elite der katholischen Theologen mitgearbeitet, und das allein dürfte schon den Wert des Werkes kundthun. Die Artikel von Funk und Ehrhard, und für die Reformationsgeschichte die von Paulus dürften wohl, wenn eine Numerierung überhaupt am Platze ist, an erster Stelle stehen. Von Funk möchte ich, obwohl sie nicht in sein Spezialgebiet fallen, aber in einem katholischen Kirchenlexikon eine etwas heikle Sache sind, die vortrefflichen Artikel über Calvin und über Friedrich II. den Hohenstaufen herausheben. Aber z. B. auch ein solch allgemein gehaltener Artikel, wie der von Rösler über das Weib, ist lehrreich verfaßt. Kurz, wir haben ein treffliches Werk vor uns, und wenn man auch darüber streiten kann, ob es angemessen war, sein eignes Lob so laut zu singen, wie es auf dem Katholikentage mit dem Kirchenlexikon geschah, sachlich hat man kaum zu viel gesagt. Was Leo XIII. in dem Gratulationsschreiben an den Herausgeber Kaulen sagte: Non exiguam ecclesiasticis disciplinis utilitatem attulistis. Nemo tamen inficiari queat, in quotidianum usum opportuna esse maximeque utilia haec veluti promptuaria, in quibus ecclesiasticae totius eruditionis summae quaedam prostent atque compendia*) — das trifft thatsächlich zu.

Oder sind wir doch wieder zu katholikenfreundlich und urteilen zu günstig? In der Täglichen Rundschau vom 20. September 1901 hat Graf Hoensbroech die vom Herrn Herausgeber der Christlichen Welt und mir gebrauchte Bezeichnung „trefflich" für das Kirchenlexikon als einen „Frevel an der Wahrheit" gebrandmarkt — gewiß ein schwerer Vorwurf, zumal er mit dem der „oberflächlichsten Kenntnis" des Kirchenlexikons verbunden wurde. Eine Reihe von Zeitungen haben das nachgedruckt. Zum Beweis zitiert Hoensbroech den Artikel „Loreto", in dem die Echtheit des dortigen Geburtshauses Christi behauptet wird. Gewiß, der Artikel ist rückständig, und seine von der Kölnischen Volkszeitung versuchte Ehrenrettung ist matt. Aber es gilt doch Zweierlei zu bedenken: 1. Rückständige Artikel sind in derartigen encyklopädischen Werken kaum zu vermeiden; die Realencyklopädie enthält ihrer auch. 2. Das Kirchenlexikon ist und will ein katholisches sein, auf dem korrekt kirchlichen Standpunkt stehen (nach dem erwähnten Gratulationsschreiben des Papstes ist das sogar gelungen); da darf es nicht befremden, Mancherlei zu begegnen, das unbefangene geschichtliche Kritik streichen wird. Es giebt eben gewisse Gebiete der Geschichte, auf denen dem durch das Dogma gebundenen Katholiken die nüchterne, vorurteilsfreie Betrachtung unmöglich ist oder auf denen vermöge der prinzipiellen Differenzen der Grundanschauung eine Verständigung ausgeschlossen ist. In Fragen der alt- und neutestamentlichen Einleitung z. B. oder auch in den Fragen der Anfänge des Papsttums wird man im allgemeinen das Kirchenlexikon nur als Spiegel der katholischen Betrachtung der Dinge benutzen dürfen. Aber diese vorhandene Schranke katholischer Wissenschaft ist für mich Voraussetzung des Kirchenlexikons, wenn anders es ein katholisches sein will — über die Herabsetzung der Ehe Luthers z. B. in dem angeführten Artikel über das Weib rege ich mich daher nicht weiter auf — und ich finde es nicht gerecht, das Werk an diesem Punkte zu fassen und herunterzureißen. Vielmehr muß gefragt werden: was ist innerhalb dieser Schranke, die nun einmal als zum Wesen des Katholizismus gehörig respektiert sein will, geleistet worden? Und dann muß die Antwort lauten: Vortreffliches, außerodentlich viel. Es enthält das Kirchenlexikon eine ganze Reihe von Artikeln, die, streng wissenschaftlich, den Vergleich mit protestantischer wissenschaftlicher Arbeit nicht zu scheuen brauchen. Daß noch mehr hätte gethan werden können, leugne ich nicht. Funk z. B. hätte den Loreto-Artikel anders geschrieben, und daß für den Luther-Artikel kein neuer Bearbeiter sich fand, sondern man Döllingers Studie wieder abdruckte, obwohl er selbst sie nicht mehr vertrat, ist ein Armutszeugnis; aber das Geleistete ist trotzdem allen Dankes wert. Mit dem Stichwort „ultramontan" ist das Kirchenlexikon nicht charakterisiert, katholisch ist es freilich; „trefflich" wird es Jeder nennen, der es nach dem Gesamteindruck beurteilt und nicht nach einzelnen Schwächen. Freuen wir uns der durch das Werk neu kundgewordenen Thatsache, daß es doch noch eine katholische Wissenschaft giebt.

Walther Köhler

*) Zu deutsch: Ihr habt den kirchlichen Disziplinen einen nicht geringen Nutzen gebracht. Niemand dürfte leugnen, daß euer Werk für den täglichen Gebrauch vortrefflich und sehr nützlich ist, gleichsam als Vorratskammer, in der summarisch und kompendiarisch gleichsam die ganze kirchliche Bildung aufgespeichert liegt.

Das Grünberger Diakonissen-Mutterhaus

Ein neu gegründetes schlesisches Diakonissenmutterhaus erbittet die Hilfe weiterer Kreise auch außerhalb der schlesischen Heimat. Was giebt ihm Mut, Hoffnung und inneres Recht zu diesem Schritt?

Die Vorgänge, die zu dieser Neugründung geführt haben, sind in fast allen größeren Blättern, nicht bloß in den schlesischen, erörtert worden. Soweit sie im Einzelnen doch noch nicht genügend bekannt sein sollten, kann auf das Evangelische Kirchenblatt für Schlesien*) und die Chronik der Christlichen Welt**) verwiesen werden. Was die Blätter zu berichten hatten, waren Geschehnisse, die, wie der Posener Oberkonsistorialrat D. Reichard ganz richtig konstatiert hat, in der Geschichte der evangelischen Diakonie unerhört sind. Aus einer großen, 270 Schwestern umfassenden Diakonissenanstalt sind über 200 Schwestern gleichzeitig ausgeschieden. Die blühende Mutteranstalt ist zur Ruine geworden. Die Ausgeschiedenen aber bauen ein neues Heim.

Derartige Vorgänge vertragen natürlich keine Erklärung nach dem Schema der Gleichungen mit einer Unbekannten. Die Anstaltsleitung hat solche Erklärung doch hartnäckig für richtig ausgegeben. Ihr handelte es sich um Streik, Revolte, Empörung, Agitation. Nun ist der Streik, mag er zuweilen unumgänglich scheinen, ruhigen Christen doch wenig sympathisch. Nirgends aber sicher weniger als auf dem Gebiete der Inneren Mission. Wären die Schwestern nur die Bahnbrecherinnen frivolen Streiks auf dem Felde der Arbeit dienender Liebe, wir hätten wahrlich keine Ursache, ihnen zu helfen.

Aber diese Lösung der Sache ist nach meiner tiefsten Ueberzeugung falsch. Lassen wir die Schablone, die Schlagworte! Gehen wir der Sache auf den Grund!

Mehrere hundert evangelische Diakonissinnen, großenteils schon Jahre lang in ihrem Beruf thätig und bewährt, leiden schwer unter den mißlichen Verhältnissen einer Anstalt, die noch ein Zwischending ist zwischen Familienstiftung und öffentlichem Institut; noch schwerer unter der fast allmächtigen Leitung einer Frau, ihrer Oberin, deren Einfluß die bestellten Verwaltungsorgane der Anstalt, gebunden durch verwandtschaftliche und andere Beziehungen, nicht zurückdämmen wollen oder können. Wohl schlägt ihr Herz warm für diese ihre „Mutter", der sie Vieles verdanken, deren machtvollen Charakter sie bewundern. Aber sie spüren, wie es dem Werk zum Schaden gereicht, daß dieselbe Frau, obschon lange Zeiten hindurch krank, doch Alles allein leiten will, daß sie keinen Willen, ja keine Hilfe neben sich duldet. Ihre Art läßt keinen Pastor, keinen Arzt in Kraschnitz seines Lebens froh und in seinem Gewissen ruhig werden; sie wechseln in rascher Folge. Auch den Schwestern gegenüber wird die Oberin immer unberechenbarer; sie fühlen sich vernachlässigt, unverstanden. Mehr wie eine von ihnen löst für sich in der Stille das Band, das sie ans Mutterhaus knüpft. Zum Lohn für lange Treue wird sie nun als Abtrünnige gebrandmarkt. Ein neuer Stiftspfarrer tritt ein; bald macht ihm die Oberin die Lage so unerträglich, daß er sich im Gewissen gebunden fühlt, weitere gemeinsame Arbeit mit ihr zu versagen. Schwestern, Pastor, Arzt wenden sich an Verwaltungsrat und Kuratorium, endlich an die Regierung. Wohl fühlt ein Teil der Glieder des

*) Besonders Nr. 31—34 des vorigen Jahrgangs. Zu beziehen vom Verlag R. Dülfer. Breslau V Graebschenerstr. 138.
**) Nr. 35. Nachträge in Nr. 37—39. 41 f.

Kuratoriums mit ihnen; aber sie dringen nicht durch gegen den übermächtigen Familieneinfluß, der die Oberin um jeden Preis halten will. Sie scheiden aus. Der letzte Rest von Vertrauen zur Oberin, zur Leitung ist dahin: 219 Schwestern reichen ihre Kündigung ein.

Es war kein einfaches Rechtsverhältnis, in dem die Schwestern zu ihrem Mutterhaus standen. Sie leisteten ihre Arbeit nicht gegen Bezahlung, sondern getrieben von christlicher Liebe. Solche Anstalt beruht nicht bloß auf der Leitung; sie zehrt von der Summe von Liebe, die in den pflegenden, dienenden Schwestern lebt. Das Verhältnis einer Diakonissin zum Mutterhaus ist nicht das des gemieteten Dienstboten zur Herrschaft. Kann schon letzteres nicht sein ohne gegenseitiges Vertrauen, wie soll jenes ohne dies auskommen? Die Anstaltsleitung hat das völlig vergessen. Sie war die Herrschaft, die Andern die Arbeiter, unter denen Zucht und Ordnung zu halten war. Mit der Polizei drohte man evangelischen Schwestern, die etwa vor Ablauf der Kündigungsfrist die Anstalt verlassen würden. Und doch wieder — um die Schwestern ins Unrecht zu setzen, erinnerte man sich, daß Liebe und Treue das Verhältnis gefügt habe. Der weitaus größten Zahl, die nach regulärer Kündigung schied, gönnte man nicht die Wohlthat ihres Rechts. Ihnen wurde der Vorwurf der Untreue gegen das Mutterhaus, dem sie Treue gelobt. Mit allen Mitteln hat man sie dann bei der Anstalt zu halten gesucht; selbst die gewagtesten haben nur bei ganz, ganz Wenigen verfangen. Am 1. Oktober vollzogen 205 die Scheidung vom Mutterhaus endgiltig.

Wer da meinte, der Schritt sei ihnen leicht geworden, irrt. Für sie ging der einzige Rückhalt, der verdiente Anspruch auf einstige Versorgung verloren. Dunkel lag die Zukunft vor ihnen. Aber notwendig war der Schritt. Notwendig für das Kraschnitzer Haus: erst dadurch ist von der Leitung eine wirkliche Neugestaltung der zerfahrenen Verhältnisse ernsthaft als unaufschiebbar erkannt worden. Notwendig für die Schwestern: auch die Kräfte evangelischer Schwestern versagen endlich, wenn sie unter unerträglichen Schwierigkeiten arbeiten sollen. Alle andern sittlich möglichen Mittel der Heilung waren versucht; Nichts hatte geholfen. Es blieb das Einzige, das Schwerste: der Austritt.

Für die evangelische Diakonie unerhörte Geschehnisse. Aber sie lagen nicht begründet in der Art der Schwestern, sondern in den unmöglichen Verhältnissen der Anstalt. Darum durften und mußten die Schwestern so handeln. Was jeder Einzelnen Recht war — Kündigung und Austritt —, das muß ihnen allen auch Recht bleiben. Daß sie dieses Recht benutzten, verstehen wir. Die gesamte Presse — mit Ausnahme einer einzigen herzlich unbedeutenden Zeitung —, auch die kirchlichen Blätter traten auf ihre Seite. Fast alle schlesischen Geistlichen sind für sie gestimmt; eine Resolution des Pfarrervereins bewies das. So gut wie ganz in ihrem Sinn hat die Generalkonferenz der Diakonissenmutterhäuser, der sogenannte Kaiserswerther Verband entschieden. Und wenn Jemand noch schwankend gewesen wäre: Eines mußte ihr Recht beweisen. Die Oberin, die an dem Allen die Hauptschuld trägt, der 219 von 270 Schwestern völligen Mangel an Vertrauen bescheinigen, deren Rücktritt den ganzen Schaden hätte heilen können, wie ihn denn auch das Präsidium der Kaiserswerther Konferenz deutlichst heischte — sie erklärte, ihr Amt behalten zu wollen. Und erst nachdem der Riß unheilbar geworden, hat sie sich, von Kaiserswerth aus gezwungen, zum Rücktritt entschlossen.

Was die Kraschnitzer Angelegenheit für Lehren hinsichtlich des Betriebes evangelischer Diakonie erteilt, kann hier nicht ausgeführt werden. Zahlreich genug sind sie! Unsere Mutterhäuser brauchen Ordnung, alle Teile bindende Ordnung. Die hat in Kraschnitz gefehlt. Sie brauchen Verwaltungsorgane, die, von unabhängigen Männern gebildet, auch den leitenden Personen gegenüber nur das Interesse der Sache kennen. Sie brauchen Organisationen, die die Kompetenzen jedes Arbeiters genau regeln, über deren Befolgung sorgsam gewacht wird. Sie brauchen leitende Persönlichkeiten nicht bloß von organisatorischer Kraft, sondern auch von unwandelbarem Gerechtigkeitsgefühl und selbstverleugnender Demut.

Aber, wie gesagt, das gehört nicht hierher. Uns geht jetzt das Geschick der ausgeschiedenen Schwestern an. Mit dem bisherigen Kraschnitzer Anstaltsgeistlichen haben sie ein neues Haus gegründet. Ihrem Beruf bleiben sie treu; großenteils arbeiten sie auf den alten Stationen weiter. Schlesien hat schon sieben Diakonissenmutterhäuser. Aber gerade für Niederschlesien fehlte ein solches. Alle vorhandenen konnten die Nachfrage nach Schwestern nicht befriedigen; und jedes neue hat werbende Kraft. Man ist der Neugründung in Grünberg thatkräftig entgegengekommen; aber, wie die Dinge liegen, gerade in den offiziellen Kreisen, wo Kraschnitz starke Verbindungen hat, wird man ihr mit Geldbewilligungen nicht beispringen. So bleibt der christlichen Liebe ein weites Feld. Es gilt nicht, Aufruhr und Agitation in Schutz zu nehmen. Es gilt vielmehr, daß viele evangelische Christen ihr menschliches Fühlen für die immerhin in schwieriger Lage befindlichen Schwestern beweisen, die unter Allem, was geschehen ist, unendlich gelitten haben. Es gilt, ihnen und der Welt zu zeigen: In der evangelischen Diakonie gilt keine Rücksicht und keine Person. Aber gelten sollen als bewegende Kräfte: Liebe und Vertrauen!*)

Schian

Der Sonntag in der Kinderstube

Nachstehende Zeilen schreibe ich vor allem den Hausvätern und den Hausmüttern unter unsern Lesern. Wie viele fromme Christen verdanken ihre tiefsten religiösen Eindrücke ihrem Elternhause, ihrer Mutter. Wer Kinder sein eigen nennt, was wollte er lieber, als seinen Glauben ihnen ins junge weiche Herz hineinschreiben. Darum wäre es unnötig dazu aufzufordern. Aber wer die rechten Wege dazu weisen könnte, dem wollen wir dankbar sein.

Wenn bei uns Erwachsenen das Christenleben gesund ist, so muß der Gemeindegottesdienst und die Teilnahme an ihm unserm inneren Leben immer neue Anregung spenden. Aber je mehr die Predigt darauf hin gerichtet ist, uns modernen Menschen in unserm reich bewegten Leben inneren Halt zu geben, desto weniger bietet sie unsern Kindern. Zwar der Gottesdienst ist mehr als die Predigt. Man darf nicht zu ängstlich darin sein, die Kinder von religiösen Eindrücken fern zu halten, die sie noch nicht ganz verstehen. Wenn heranwachsende Jünglinge aus religiös wenig angeregten Häusern vielleicht durch den obligatorischen Kirchenbesuch ihrer Schule in die Kirche gezwungen werden, so ist das gewiß ein sicheres Mittel, ihnen den Gottesdienst zu verekeln. Wenn aber wahrhaft fromme Eltern, die in ihrer Liebe weitherzig genug sind, ihre Kinder zu verstehen und darum ihr Vertrauen auch dann behalten, wenn die Kleinen groß werden, wenn solche Eltern ihre Kinder früh in die Kirche führen, so kann das nicht schaden. Die Jugend fühlt, was die Erwachsenen dort suchen und finden. Wahre Ehrfurcht vor dem Heiligen pflanzt sich auch im bloßen Empfinden ohne wirkliches Begreifen fort. Es ist gut, wenn der Sohn seinen Vater in der Kirche mit beten sieht.

Aber unsere Gemeindepredigten sind nun einmal nicht für unsere Kinder. Darum hat man besondere Jugendgottesdienste. Ueber sie will ich nicht reden. Sie sind notwendig und, wenn sie recht gefeiert werden, wenn sie Kindergottesdienste sind und nicht zur Sonntagsschule herabsinken, können sie großen Segen stiften. Ich ziele auf etwas Anderes hin. Neben dem Gemeindegottesdienst hat die häusliche Erbauung ihr gutes Recht. So muß es auch eine Sonntagsfeier in der Kinderstube geben. Es wäre unzart ihr bestimmte Formen vor-

*) Wir bringen diesen Artikel vornehmlich, um die bereits gethane Bitte um Unterstützung der Grünberger Schwestern unsern Lesern von neuem ans Herz zu legen. Besonders wer innere Beziehungen zu Schlesien hat, wird den Hilferuf nicht überhören. Gaben vermittelt der Herausgeber d. Bl. D H

schreiben zu wollen. Natürlich darf sie nicht darin bestehen, daß man die Kinder am Sonntag Morgen anhält, etwa ein Kirchenlied oder gar, wie ich es erlebt habe, die Epistel und das Evangelium des Sonntags auswendig zu lernen. Da hört die Erbauung auf. Wenn die sonstigen religiösen Eindrücke nicht sehr tief sind, wäre das geradezu Gift.

Aber wenn die Mutter am Sonntag früh ein religiöses Lied spielt, und die Kinder stehen im Feiertagskleid mit gefalteten Händen neben ihr und die feinen Stimmen singen tapfer mit — nicht wahr, das ist ein liebliches Bild. So sollte jeder Sonntag beginnen. Und auf das Singen müßte dann das Erzählen folgen, schöne Geschichten erzählen, meinetwegen auch Märchen und Parabeln, und dazu Bilder besehen, alles recht kindlich und treuherzig. Oder sollten wir dazu nicht mehr naiv genug sein? Nun, so müssen wir es wieder werden. Wenn auch hier alles Gemachte wirkungslos ist, man kann doch allmählich Manches lernen. An guten Wegweisern fehlt es nicht.

Ich empfehle z. B. Kaiser, Pastor in Leipzig, Von Kind auf! Christliche Reden an die liebe Jugend. (Halle, Mühlmann 1901. 3. Auflage. 4 Mk.) Wer nicht erzählen kann, könnte einzelne Reden sogar seinen Kindern vorlesen. Kaiser versteht es vortrefflich zu Kindern zu reden.*) Oder Frank, Kinderpredigten (Weide meine Lämmer. Ebenda 1897. 4 Mk.) und, vom Standpunkte des „undogmatischen“ Christentums, R. Emde, Junger Glaube, (Bremen, Schünemann 1900. 125 S. 1,25 Mk., gebunden 2,25). Diese beiden Bücher sind allerdings für den Gemeindegottesdienst bestimmt und für die häusliche Erbauung nicht unmittelbar geeignet.

Besonders schön wäre es, wenn bei solchen Sonntagsfeiern auch der Hausvater in der Kinderstube erschiene und sie wohl selbst leitete. Auch in Deutschland sollte der viel beschäftigte Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts seine Sonntagsruhe haben. Ich wüßte keinen besseren Zweck, für die er sie verwenden könnte. Docendo discimus.

Goethe sagt einmal, daß unsere Kinder an uns das erziehen, was noch unerzogen ist. Unser eigenes religiöses Leben hätte den größten Gewinn davon, wenn wir uns so mit unsern Kindern beschäftigen würden. Vor Jahren ging einmal ein Stimmungsbild, das Foerster in der Christlichen Welt von einem Gespräch in der Kirche vor Beginn des Gottesdienstes veröffentlicht hatte, durch viele Zeitungen: wie Viele gehen zerstreut in die Kirche! Wenn sie daheim vor ihrem Kirchgang mit ihren Kindern gefeiert hätten, kämen sie innerlich gerüstet und hätten doppelten Segen. Der ganze Sonntag würde uns mehr, wenn er schon in der Kinderstube begönne.

Otto Baltzer

Praktisches Christentum

Unter dem Titel „Praktisches Christentum“ veröffentlicht von Zeit zu Zeit der fruchtbarste litterarische Vertreter der Inneren Mission D. Schäfer in Altona eine Sammlung von Vorträgen aus der Innern Mission, wie er sie hin und her in deutschen Landen gehalten und erstmalig meist in seiner Monatsschrift veröffentlicht hat. Soeben ist die vierte Folge erschienen Gütersloh, Bertelsmann 1901. 203 S. 2,40 Mk. Mag Schäfer nun reden von Vinzens von Paul, Zinzendorf, Fliedner oder Löhe, mag er sprechen von Stadtmission, Gemeindepflege, vom Hausvater — stets redet er frisch und anregend, weiß so viel aus eigenem Erleben und aus fleißiger Arbeit zu erzählen, daß wohl noch nie Jemand bei einem Schäferschen Vortrag müde geworden ist. Von besonderem Interesse waren uns die beiden ersten Vorträge. Den zweiten Vortrag „Ein halbes Jahrhundert Innere Mission“ haben wir schon einmal in der Christlichen Welt berührt (1899, Nr. 16, Sp. 376), als wir ein Urteil über das Gemeinschaftschristentum meinten abweisen zu müssen. Schäfer hatte gesagt:

> Endlich die richtige Stellung zu dem Philadelphia-Christentum. Ich weiß nicht, wie Sie das Gebilde hierzulande nennen: Gemeinschaftsverein, Allianz, Evangelisation, Gnadauer Pfingstkonferenz oder wie immer. Es ist ein methodistisch angesäuertes, bekehrungssüchtiges, den Boden der Geschichte verlassendes, englisch-amerikanisches, geisttreiberisches Christentum, das die Sakramente und die kirchliche Ordnung gering achtet, unbiblisch von der Bekehrung und Heiligung lehrt und den Sekten mit oder ohne Willen und Bewußtsein in die Hände arbeitet. (S. 50)

Wir wissen sehr wohl, daß man für jede dieser Behauptungen einzelne Belege beibringen kann. Wir bestreiten aber noch heut, trotz persönlicher unliebsamer Erfahrungen, daß mit jenem herben Urteil ein gerechtes Bild der ganzen Bewegung gegeben sei. Da nun aber D. Schäfer in dem ersten Vortrag der Sammlung über „halbe und ganze Innere Mission“ ausdrücklich betont, daß jenes Urteil „wohlerwogen“ sei, erklären wir gern, daß wir unser damals allzu scharf abweisendes Urteil dahin formulieren müssen: mit vielen Freunden der Innern Mission halten wir die wiedergegebene Charakteristik des Gemeinschaftschristentums durch D. Schäfer für falsch.

Daß die Gemeinschaftsbewegung viel Ungesundes hat, leugnen wir nicht. Man muß nur den Briefkasten von „Licht und Leben“ studieren, um zu erschrecken über das Denken der Gemeinschaftsleute. Man muß nur Gemeinschaftsfreunde klagen hören, daß Graf Pückler die Leitung der Gnadauer Konferenz an sich gerissen hat gegen den Wunsch aller maßgebenden Herren. Der selbsterwählte Leiter der Gnadauer Konferenz führt die Gemeinschaftsbewegung auf gefährliche, schwärmerische Bahnen. Er bringt die Gemeinschaftsfreunde oft in peinliche Verlegenheit. Man muß nur achten auf den Personenkultus, auf die Extravaganzen zumal begeisterter Damen, um den Mangel an nüchternem Sinn zu erkennen. Ein Pastor, der selbst aktiv in der Gemeinschaftsbewegung steht, sprach kürzlich sein Bedauern aus, daß auf Gemeinschaftskonferenzen heut oft zu viel „Mätzchen“ getrieben werden. Hierbei dachten wir speziell an Trivialitäten, die sich Pastor Paul auf der Wernigeroder Harz-Konferenz erlaubt hatte.

Aber in Alledem sehen wir nicht das Wesen dieser Bewegung. Wir hoffen, daß sie immer deutscher, immer nüchterner werde und daß sie so mit uns, die wir mit ihr teilen die Betonung des Willens in der Religion und die Förderung praktischer Frömmigkeit, mitarbeite an der Neubelebung des Glaubens.

Praktisches Christentum nennen wir auch die Arbeit, die in Berlin getrieben wird im „Brockenhaus.“ Von Pastor von Bodelschwingh angeregt gründete 1892 Pastor Diestelkamp den Verein, der nun in andere Leitung übergegangen und auf eine interkonfessionelle, soziale Grundlage gestellt ist. Was der Verein will, was er geleistet hat und wie viel Segen er stiftet, schildert anschaulich die Schrift des Vorsitzenden Julius Müller: Das Berliner Brockenhaus. Seine Bedeutung für die Volks-Wohlfahrt. Ein Beitrag zur Armenpflege der Gegenwart. Berlin, Frobeen, 1901. 64 S. 50 Pfg. Wir wünschten wohl, daß an vielen Orten ein gleicher Versuch gemacht werde. Zur Orientierung teilen wir die drei ersten Paragraphen der Vereinssatzungen mit:

> § 1. Der Verein „Berliner Brockenhaus“ bildet eine in Berlin befindliche Wohlfahrtseinrichtung, welche vermittelt, daß der Wohlhabende ohne Opfer Arme unterstützt, so daß Letztere dies nicht als Druck empfinden. Zu diesem Zwecke unterhält er ein „Brockenhaus“ und sammelt für dasselbe: alte Möbel, Wäsche, Kleidungsstücke, Stiefel, Schuhe, Strümpfe, Hüte, Schirme, Bücher, Zeitungen, Flaschen, Metall, Haushaltungsgegenstände, Papier, Glas, Lumpen, Militäreffekten, kurz Alles, was im Hause unnütz umherliegt.
>
> § 2. Diese „Brocken“ werden von Wohlhabenden erbeten, die auf diese Weise Haushalt und Geschäft von unnützem Ballast befreien und gleichzeitig ohne Geldausgaben für minder Begüterte sorgen helfen können. Durch Einholen, Sortieren und Reparieren werden die „Brocken“ für Bedürftige wieder nutzbar gemacht.
>
> § 3. Weil eine Almosenverteilung nach den Erfahrungen der Armenpflege oft mehr schadet als nützt, auf verschämte Arme niederdrückend wirkt, und vielfach zur Unaufrichtigkeit verleitet, so werden, um das moralische Gefühl des Bedürftigen durch das Bewußtsein zu stärken, sich seinen Besitz nach eigener Wahl regelrecht erworben zu

*) Zu Großen erst recht. Vergleiche seine Predigten über die Bergpredigt, Leipzig, A. Deichert Nachf. 5,50 Mk., gebunden 6,50.

haben, die Gegenstände den Armen nach deren Auswahl für wenige Pfennige verkauft. Nur in Krankheits-, Unglücks- und andern dringenden Notfällen werden Hilfsbedürftige auch durch Geschenke unterstützt.

So wie dieses Unternehmen seinen ursprünglichen Innern Missions-Charakter verloren hat und selbständig geworden ist, so ist in ähnlicher Weise die bisher von Organen der Inneren Mission betriebene Fürsorge für die sittlich Gefährdeten in das Arbeitsgebiet des Staates übergegangen. Die Männer der Innern Mission, die wohl wissen, daß die Innere Mission ihren Zweck umsomehr erfüllt, als sie an ihrer Selbstauflösung arbeitet, sich selbst überflüssig macht, haben willig dies Gebiet dem Staate überlassen. Der protestantische Charakter unseres Staates hat sich wieder klar gezeigt, als er in dem Erlassen des Fürsorgeerziehungsgesetzes sich für sittlich verpflichtet erklärte, für die minderjährigen Staatsbürger eine gesunde, sittlich-religiöse Erziehung zu beschaffen. Wie die Sozialreform, so ist auch dies neue Gesetz ein schöner Beweis für das Bestreben, christliche Grundsätze im staatlichen Leben Praxis werden zu lassen.

Danneil

Verschiedenes

Aus Litteratur und Kunst. Farbige Künstler-Steinzeichnungen, zu deutsch Lithographieen, erscheinen jetzt in Leipzig bei B. G. Teubner und R. Voigtländer. Der Preis der einzelnen Blätter bewegt sich zwischen 3 und 6 Mk., ist also außerordentlich gering, wenn man bedenkt, daß die ganze Arbeit in den Händen der Künstler selbst liegt, nicht, wie gewöhnlich, zum größeren Teil in den Händen von Berufslithographen; daß hier also wirklich Kunst geboten werden soll. Beabsichtigt ist damit einmal, unsern Schulen zu einem künstlerischen Wandschmuck zu verhelfen. Wer an die kahlen Wände der Klassenzimmer seiner Jugend denkt, in denen oft genug die Landkarte das einzig Farbige war und das einzige Kunstwerk irgend eine Gipsbüste von Homer, Apollo oder dergleichen; wer sich erinnert, wie tot, fad, welk diese „Marmorbilder“ dreinsahen, die eigentlich nur dem Staubfang und der Kunst der Fliegen dienten, der wird schon um den Gedanken an farbige Künstler-Steinzeichnungen die Jugend von heute beneiden. Vielleicht kommt jetzt die Zeit, wo die Schulwände all die kleinen Buben und Mädel nicht mehr Grau in Grau wie Gefängniswände anstarren. Aber die Kinder sollen nicht nur Freude haben, sie sollen an den bunten Lithographieen auch sehen lernen, Augen und Sinne bekommen für das Schöne, besonders der Heimat, denn an Heimatbilder, Heimatkunst wird auch bei diesem Unternehmen hauptsächlich gedacht. Schön ist auch dieser Gedanke. Kein Volk Europas bedarf so sehr künstlerischer Erziehung wie wir, denen der dreißigjährige Krieg, die politische Zerrissenheit genommen hat, was wir im sogenannten finstern Mittelalter reichlich besaßen. Und im neunzehnten Jahrhundert hatten wir zu viel mit den Naturwissenschaften zu thun, um für die Natur selbst noch viel Zeit und Augen zu haben. Bei so schönen Plänen kommt man ins Träumen und sieht schon, wie in zwanzig Jahren auch der ärgste Philister keine „gute Stube“ mehr besitzt, und selbst er keine Oeldrucke mehr sehen kann, ohne daß ihm schlecht wird.

Unter den bis jetzt erschienenen 17 Lithographieen, von denen ich freilich erst 10 im Original sah, befinden sich eine ganze Reihe, die jetzt schon halten, was die Verleger versprachen. Obenan steht mir Walther Georgis Pflügender Bauer (6 Mk.). Schon daß hier eine Thätigkeit dargestellt wird, ein Vorgang und kein Zustand, halte ich für einen großen Vorzug, der bei andern Blättern nicht so hervortritt. Das Kind will Vorgänge sehn, will Einzelheiten finden. Darauf muß Rücksicht genommen werden, will man ihm dienen. Nichts als Stimmung spricht zu ihm noch nicht, kann es nicht. Ein bellender Hund bleibt ihm nun einmal hundertmal interessanter als der schönste Sonnenuntergang. Möglichst bald sollten unsre Abcschützen nicht nur den Herrn Lehrer, sondern auch dies Bild im Schulzimmer finden. Da es aber, bis das erreicht ist, wohl noch einiger „Anschreiben“ und „Berichte“ bedürfen wird, so thäten die Eltern gut, wenn sie den Kleinen dies Bild einstweilen in die Kinderstube hingen. Einen passenden Rahmen liefert der Verlag auch. Den Wechselrahmen würde ich nicht so bald in die Kinderstube einführen, denn es kommt zunächst nicht darauf an, daß möglichst Viel gesehen wird, sondern etwas Gutes recht oft, stetig. Unter Kinderstube verstehe ich freilich nicht irgend ein dumpfes Loch, wohinein die Kinder gesperrt werden, wenn Besuch kommt, sondern einen hellen, freundlichen Raum, wo man Luft hat und sehen kann. Schon nicht ganz so hoch stelle ich Friedrich Kallmorgens Niederdeutsche Dorfstraße (5 Mk.), weil die Farbe der Dächer reichlich knallig und schreiend ist. Aber da auf der Dorfstraße Leben ist, Hühner picken, Menschen gehen, so wäre ich für dies Bild zu unserm Zweck noch mehr als für die meisten Landschaftsbilder, von denen ich Adolf Luntz' Schwäbisches Städtchen (6 Mk.) ausnehme, schon weil es Haus, Wasser, Baum, Strauch, Schilf giebt, und Hans von Volkmanns Rhein bei Bingen (6 Mk.), wo auch Mancherlei zu sehen ist. Dann habe ich noch eine besondere Liebe für Otto Fikentscher: Krähen im Schnee (4 Mk.).

Andre Bilder taugen wieder mehr für größere Kinder. Es wäre Etwas, wenn unsere Jugend außer an den Verben auf μι sich auch noch an Karl Bieses Hünengrab (6 Mk.) und vor allem an Franz Hochs Bach im Winter (3 Mk.) freuen dürfte. Unsern Mädchen schadete der Anblick auch Nichts, wenn sie in die Jahre kommen, wo sie dem Papa die ersten Pantoffeln sticken müssen. Vielleicht revoltieren sie dann gegen diese Arbeit, was den Eltern nur heilsam wäre.

Aber nicht nur die Kinder sollen es gut haben, auch wir Eltern mit dem kleinen Geldbeutel und dem großen Herzen für alles Schöne. Vor allem nenne ich da Franz Hoch: Morgen im Hochgebirge (4 Mk.). Herunter mit den Plockhorst und allen süßen Gesellen und statt dessen Hoch an die Wand! Doch da fällt mir ein, daß ich noch vor wenigen Tagen eine junge Dame in einem Buchladen ganz entsetzt grade vor Hochs Morgen im Hochgebirge stehen sah. Ratlos fragte sie, was das Bild eigentlich zu „bedeuten“ habe? Da ich über die Frage so erschrak, daß ich nicht gleich antworten konnte, fing sie herzhaft an zu lachen über den verrückten Menschen, der so Etwas von sich gegeben. Glücklicherweise bestellte sie sich in dem Augenblick, als ich wieder zu mir kam, in der Leihbibliothek Nataly von Eschstruths Gänseliesel. Ich war beruhigt und fühlte keinen Grund zu weiterer Aussprache. Da unter unsern Lesern wohl Keiner mehr die „Gänseliesel“ liest, brauche ich wohl Nichts zu fürchten, wenn ich gestehe, daß grade dies Hochsche Bild mir als Erwachsenem eins der liebsten ist. Dagegen würde ich mir Hans von Volkmanns Die Sonn' erwacht (6 Mk.) so leicht nicht anschaffen. Ich empfinde die stark stilisierte Landschaft und die naiv darüber schwebenden Engelein zu sehr als Dissonanz. Andern mag es anders gehn, obgleich ich nicht glaube, daß diese Engelein, die über der Sonne schweben, an einander gereiht wie die Bretzeln auf einer Schnur, Vielen behagen werden. Auch hätte man mit Darstellungen aus der römischen Campagna getrost noch ein wenig warten können; auch mit den Marinestücken, bis das größere Deutschland in Wirklichkeit größer und realisierter ist. Die Heimat hat uns noch so Viel zu sagen. Wir sind da noch so blind. Die Künstler hätten genug zu thun, wenn sie helfen, daß wir da recht sehend werden.

Alles in Allem: ein Unternehmen, das wir uns selbst zu Nutz und Freuden recht kräftig unterstützen sollten. Eltern, Lehrer, Geistliche vor allen Andern.

Hans Fischer

Jonas Lie. Zu Nr. 49, Spalte 1160, ging uns aus Norwegen folgende Berichtigung und Ergänzung zu:

Jonas Lie ist ein norwegischer Dichter, nicht ein Däne. Lie ist in Norwegen geboren, liebt sein Vaterland aus glühendem Herzen und wird nach Ibsen und Björnson mit Recht als unser vornehmster Dichter gerechnet. Er gehört einer poetisch und musikalisch sehr begabten Familie an; aus ihr sind drei jüngere Dichter hervorgegangen: Erich, Bernt und der sehr talentvolle Mons Lie, dazu die auch im Ausland bekannte Pianistin Fra Erika (Lie-) Nissen und unser junger geistreicher Komponist Sigurd Lie.

O P M

Ein Opfer der kirchlichen Büreaukratie im Reiche der Liebe. Dargestellt in den Lebensschicksalen des Verfassers. Von Paul Bernstein, ehemaligem jüdischen Theologen und nachmaligem Vikar der evangelischen Landeskirchen Elsaß, Baden und der Rheinprovinz. Leipzig, Selbstverlag 1901. Dazu: Der Materialismus im Kampfe und im Bunde mit der Religion. In Stuttgart und Karlsruhe gehaltene Vorträge. Von demselben. 2. Auflage 1901.

Wenn man von der Lektüre der Verhandlungen der allgemeinen Missionskonferenz für Israel kommt, macht die hier genannte erste Schrift über die Leidensschicksale eines Proselyten einen seltsamen Eindruck.*) Bernstein, der Sohn eines orthodoxen jüdischen Geistlichen, in Rußland geboren, studierte in Leipzig Philosophie, hörte dort die Predigten Ahlfelds und wurde 1883 in Gegenwart mehrerer Professoren der theologischen Fakultät durch Professor Christlieb in Bonn getauft. Drei Jahre später bestand er vor dem Konsistorium der Rheinprovinz die Prüfung pro licentia concionandi. Von hier an beginnt seine Leidenszeit.

Der preußische Oberkirchenrat machte die Ausübung der erteilten kirchlichen Qualifikation von der zu erwerbenden deutschen Reichsangehörigkeit abhängig. Obwohl der verstorbene Generalsuperintendent D. Baur an der maßgebenden Stelle in Berlin Bernstein empfahl, erhielt er sie doch nicht. Bernstein führt dies darauf zurück, daß der Oberkirchenrat ihm ungünstig gesinnt war. Richtiger ist wohl, daß der Oberkirchenrat erst darüber gewiß sein wollte, ob er sich für den praktischen Dienst in der evangelischen Kirche eigne. Es gelang Bernstein nun, zuerst in Elsaß, dann in Baden Vikariatsstellen für einige Zeit zu erhalten. Da er aber das zweite Examen in der Rheinprovinz machen wollte, womit er sich das Recht der Bewerbung um eine Pfarrstelle verschaffte, wandte er sich aufs neue an den preußischen Oberkirchenrat. Nach vielen Unterhandlungen, aus denen ersichtlich war, daß der Oberkirchenrat Bernstein für ungeeignet zum praktischen Kirchendienst ansah, wurde auf Empfehlung gewisser kirchlicher Kreise Bernstein doch erlaubt, das Examen pro ministerio in Koblenz zu machen. Da er aber hierzu die Reichsangehörigkeit haben mußte und diese davon abhängig war, daß er den Nachweis der pekuniären Existenzfähigkeit lieferte, wurde ihm ein Vikariat in Wülfrath bei Elber-

*) Vgl. die Besprechung jener Protokolle Jahrg. 1901, Nr. 35.

eld mit einem Gehalt von 1100 Mk. gegeben. Nach kurzer Zeit am er hier mit seinem Superintendenten in Konflikt und wurde in Folge davon entlassen. Somit waren alle ferneren Bemühungen um Naturalisation und um Zulassung zum zweiten Examen umsonst. Bernstein irrt seitdem umher, hält Vorträge, bemüht sich um Anstellung, bis jetzt umsonst.

Soweit man sich ein Urteil aus den aktenmäßigen Mitteilungen, die der Verfasser gegeben hat, bilden kann, ersieht man, daß Bernstein gewiß ein tüchtiger und wissenschaftlich fähiger, aber zugleich ein höchst eigentümlicher Mann ist, mit dem eine Behörde gewiß schwer auskommen kann. Man empfindet Mitleid mit ihm und seinen Schicksalen, aber man sagt sich dabei: die Behörde konnte kaum anders handeln. Der Fehler lag ohne Zweifel bei denen, die den Proselyten sofort für die kirchliche Laufbahn bestimmten. Wohin er kommt, eröffnen sich sofort Streitigkeiten; ewig unruhig, mit scharfen Worten sich wehrend und verteidigend, glaubt er zuletzt, daß die Behörde ihn verfolge; ja er wirft ihr in einer Eingabe an den Kultusminister vor, sie „habe den Verstand verloren.“ Man denkt bei der Lektüre dieser Broschüre an das 17. Jahrhundert mit den umherirrenden Theologen, an die Stankarus und Genossen. Die Bitterkeit, welche sich Bernsteins nunmehr bemächtigt hat, ist stark. Er verweist auf eine schwäbische Zeitung, welche schrieb: „Wenn künftig ein Christenmissionar zu einem Juden kommt, wird er auf den Fall Bernstein weisen und schmunzelnd sagen: Da müßte ich doch ein Esel sein, ein Kerl wie ein Rind. Die protestantische Kirche mag getrost nach solchen Geschehnissen mit der Judenmission aufhören.“ Und er selbst schließt so: „Ich bin so recht die Idee der protestantischen Judenmission — denn ich schwebe in der Luft. So sind denn über vierzehn Jahre in Hunger und Kummer von mir hingebracht durch eine Lieblosigkeit, die in einer Kirche keine Stätte haben sollte, in der sogar Feindesliebe gepredigt wird.“

Teichmann

Russisches zur deutsch-polnischen Schulfrage. Heute teilen wir die Hauptsache aus dem Briefe eines Deutschen in Rußland mit, von dem wir über die dortige Regelung der Sprachenfrage im Religionsunterricht Auskunft erbaten. Er schreibt:

Trotz der rücksichtslosen Vertretung des nationalen Prinzips seitens der russischen Regierung, wie sie im Verlauf von wenig mehr als einem Jahrzehnt die Grundlagen einer Jahrhunderte alten deutschen Kultur untergraben hat, trotz dieser rücksichtslosen Vertretung nimmt in den Schulen der baltischen Provinzen der Religionsunterricht eine Sonderstellung ein.

Nicht nur in den Volksschulen, in denen für die Anfangsgründe auch in andern Gegenständen bisher der Muttersprache immer noch Konzessionen gemacht wurden, sondern auch in den sonst völlig russischen höheren Schulen, den Gymnasien und Realschulen, erfolgt der Religionsunterricht durchweg in der Muttersprache. Es ist also so, daß die Deutschen deutsch, die Letten lettische und die Estern estnische Religionsstunden haben.

Es giebt zwar zur Zeit in den Ostseeprovinzen auch Schulen, welche nur Religionsunterricht in russischer Sprache kennen. Aber diese tragen einen konfessionellen [russisch-]staatskirchlichen Charakter. Wo immer es sich aber um evangelischen Unterricht handelt, da besteht der obengenannte Grundsatz zu Recht.

Auch im Innern des Reiches wird — soweit mir bekannt — dieser Grundsatz, wenn irgend möglich, angewandt. Eine Ausnahme bilden meines Wissens nur einige militärische Lehranstalten und die Schulen in solchen Distrikten, wo die Betreffenden ihre Muttersprache verlernt haben, keiner anderen Sprache als des Russischen mehr mächtig sind. Das ist eine hauptsächlich in den südlicher gelegenen Westgebieten (Wilna, Kowno, Grodno) häufige Erscheinung. Ich habe selbst einmal eine Deputation einer reformierten Gemeinde empfangen, die mich um einen Gottesdienst in russischer Sprache bat. Die Leute hatten alle deutsche Namen, verstanden aber kein Wort Deutsch. In solchen Fällen ist das Russische eben zur Muttersprache geworden. Ich habe unter ähnlichen Umständen mich sogar in der Konfirmandenlehre des Russischen unbedenklich bedient.

Nun darf man freilich nicht glauben, daß es ausschließlich Rücksichten der Humanität seien, welche der russischen Regierung diesen Standpunkt nahelegen. Dahinter steht doch auch vielleicht ein wenig die Furcht vor *einer* Schwächung der griechisch-orthodoxen Kirche, vor einer evangelischen Propoganda unter den Russen, wie diese Furcht die Regierung auf evangelische Gottesdienste in russischer Sprache ein Auge haben läßt und wohl auch ein Grund dafür gewesen ist, in der evangelischen theologischen Fakultät in Dorpat das Deutsche als Lehrsprache zu belassen. Aber wie dem auch sei. Jedenfalls ist es für mein evangelisch-christliches Bewußtsein ohne weiteres selbstverständlich, daß ein Kind, wenn irgend möglich, auch in der Schule von seinem Gott und von seinem Heiland in derselben Sprache hören sollte, in welcher seine Mutter es beten gelehrt hat.

Es soll ja auch nach meiner Meinung „Religion“ nicht bloß ein Fach neben den vielen auf dem Schulprogramm stehenden sein, sondern müssen in der Religionsstunde religiöse Einflüsse persönlichster Art übertragen werden, was doch nie so wie in der Muttersprache erfolgen kann. Ob der katholische Unterricht, wie er im Uebrigen gehandhabt wird, diesem Ziele nahe kommt, ist ja wieder eine Frage für sich.

Und weiter. Mag man in nationalpolitischen Fragen stehen wie man will. Mag man den Rassenkampf bis aufs Messer für eine Notwendigkeit halten. An dieser Stelle sollte man Halt machen. Wenn nämlich das Deutsche Muttersprache an Stelle des Polnischen geworden ist, dann ergiebt sich das Weitere für den Religionsunterricht von selbst. Aber solange noch den Kindern polnische Lieder an der Wiege gesungen werden, scheint es mir grausam und mit den Grundsätzen meines Christentums unvereinbar, die Kinder in dem, was ihr innerstes Leben ausmachen sollte, unter Anwendung von Gewaltmaßregeln in einer Sprache unterrichten zu lassen, die ihnen doch als eine fremde erscheinen muß.

Vom Burenkrieg und vom Bischof von Rochester. Daß wir entschieden und treu für die Buren Partei ergriffen haben, liegt offen zu Tage. Soeben können wir 1500 Mark aus unserm Leserkreise an den Burenhilfsbund in Berlin abliefern, Andres haben unsre Freunde direkt eingesandt. Es ist ein stattlicher Beweis von ehrlichem opferwilligem Mitgefühl, daß besagter Hilfsbund seit seinem Bestehn, also binnen einem Monat, eine Gabe von mehr als 100 000 Mark vom deutschen Volke empfangen hat.*) Wir freuen uns dessen herzlich. Unsre Nr. 43 des vorigen Jahrgangs ist vom selben Bund als Sonderschrift herausgegeben worden: Briefwechsel zwischen dem Bischof von Rochester und dem Herausgeber der Christlichen Welt usw. Berlin, Max John. 32 S. 80 Pf. Diese Veröffentlichung überraschte mich als vollzogene Thatsache insofern, als ich zwar die Erlaubnis zur weiteren Benutzung jenes Briefwechsels gern gegeben, aber an eine Broschüre dabei nicht gedacht hatte: ein Einfluß auf ihre Herstellung und Vervollkommnung blieb mir leider versagt. Wenn das Schriftchen dennoch einen Reinertrag abwirft, soll es mir recht und lieb sein.

Inzwischen bin ich dem Herrn Bischof von Rochester schuldig unsern Lesern mitzuteilen, daß er sich um Herbeiführung menschlicherer Zustände in den Konzentrationslagern energisch und mit Erfolg bemüht hat. Nicht nur daß er direkt mit dem englischen Kriegsminister darüber verhandelte, er hat auch in seiner Diözesankonferenz allem Widerstande zu trotz eine dahin gehende Resolution durchgesetzt. Sie sprach dem Kriegsminister das Vertrauen aus in seine Versicherung, es werde ohne Rücksichten auf Kosten und Bequemlichkeit Alles geschehen, was die Schrecken jener militärischen Anordnung lindern könnte (that every effort is being made to lessen the mortality, especially among infants, as set forth in the official statistics of the Concentration Camps, and relies upon his Majesty's Government to allow no consideration of cost or convenience to hinder the carrying out of any possible remedy for so terrible a result of military measures). Diesem Beschluß wurde von drei Seiten entgegengearbeitet. Ein Reverend fand, daß man angesichts der Sterblichkeit in gewissen Teilen Londons keine Ursache habe an den Lagern in Südafrika Kritik zu üben. Ein Kanonikus wollte ausgedrückt haben, daß die Verantwortung für das Fortbestehen jener Zustände auf dem Kriegsschauplatz viel mehr bei den Buren läge als bei den Engländern. Ein andrer Kanonikus stellte den Unterantrag, nicht nur das Vertrauen zu den Berufenen, daß sie jeden humanen Dienst an den Feinden leisten würden, auszusprechen, sondern auch dem Mitgefühl mit den Leiden der eignen Soldaten und Kolonisten Ausdruck zu geben (but this Conference, while expressing its conviction that the military authorities, the doctors and the nurses have done and are doing all they can for the Concentration Camps for the families of our foes, desires at the same time to show its sympathy with our own suffering soldiers and colonials). „Der Bischof erklärte, er könne den Zusatz in dieser Form nicht annehmen, derselbe würde aus der Resolution ein Ding machen, das nicht Hand und nicht Fuß hätte (a most amorphous thing). Der Bischof sagte, es handle sich um einen bestimmten Punkt, der eine besondre Stellungnahme seitens der Konferenz fordre. Man solle sich nicht von der Hauptsache ablenken lassen, dadurch daß zu Hause ein ähnlicher Punkt Aufmerksamkeit heische. In Sachen Londons könnten jederzeit die einschneidendsten Resolutionen gefaßt werden. Was die eignen Soldaten und Landsleute betreffe, so würden die sicher nicht vernachlässigt werden. Hier handle es sich um das Eine, daß man den Feinden gegenüber nicht gleichgiltig bleibe. Niemand würde der Konferenz zutrauen, daß sie die Leiden der eignen Soldaten vergäße; dagegen könnte die Heranziehung dieser Frage die Wirkung der Resolution nur schwächen.“ Alle Nebenanträge wurden hierauf abgelehnt, die Hauptresolution einstimmig angenommen. (The Church Times vom 15. November 1901.)

Daß die englische Regierung im Sinn dieser Resolution Maßregeln ergriffen hat, ging im Dezember durch alle unsre Zeitungen. Man darf in der That aus mancherlei Anzeichen entnehmen, daß man die ärgsten Greuel und Härten in den Lagern abzustellen bemüht ist. Die schrecklichen Mitteilungen des Dr. Vallentin, die auch sonst bestätigt wurden (Tägliche Rundschau 599 v. J.), gehören jedenfalls einer früheren Zeit an. Aber wie dem auch sei: es würde unrecht sein, wollten wir uns durch unsre Parteinahme für die Buren in einen blinden Engländerhaß verrennen. So groß das Unrecht ist, das England seit dem Jameson-Einfall auf sich geladen hat: es muß ungeheuer schwer sein für dies Volk, heute zur Einsicht dieses Unrechts durchzudringen und einen Weg der Umkehr zu finden. Hierzu hilft man ihm jedenfalls schlecht, wenn man alle Tüchtigkeit des englischen Volkes mit Einem Mal vergißt und es wie eine Bande Verbrecher behandelt. Ein Teil unsrer Presse verfällt mehr und mehr in diesen Ton und an den Biertischen hallt er wieder. Wir haben zu viel nähere und ernstere Gelegenheit unser sittliches Urteil zu bewähren, als daß wir es an die Verurteilung des Engländers ganz verschwenden dürften.

*) Die ältere Burenzentrale in München hat bisher in Summa 108 000 Mark vereinnahmt.

Man darf sich aber anderseits durch die chauvinistischen Tendenzen einer um jeden Preis antienglischen Presse die Freude an der großen und tiefen Erregung nicht rauben lassen, die um der Buren willen unser deutsches Volk erfaßt hat. Gerade unser Volk, und nicht am wenigsten das auf dem Lande und nicht am wenigsten den evangelischen Teil. Von den Interessenkämpfen abgesehen, hat seit 1870 keine so tiefe Bewegung die deutsche Volksseele durchzogen. Welches soll die Frucht davon sein? Die Züchtung einer blöden Engländerverachtung auf Generationen? Das wäre Wahnsinn und hieße nur Unbill auf Unbill setzen. Oder die Stärkung des eignen Sinnes für Recht und Gerechtigkeit? Das gebe Gott! Aber die nächste unmittelbare Wirkung müßte doch die auf unsre eigne Reichspolitik sein. Daß diese zum mindesten aufhöre Partei zu nehmen für England gegen die Buren. Der bekannte A. Schowalter hat hierzu sehr Gutes und Beachtenswertes gesagt in Nr. 607 der Täglichen Rundschau vom 29. Dezember in einem Aufsatz: Politische Gedanken der Burenfreunde. Es wäre ein schwerer Fehler unsrer Politik, wollte sie Empfindungen, mit denen sie bei andrer Gelegenheit zu rechnen hat, ja ohne deren Hilfe sie dann ohnmächtig ist, jetzt andauernd ignorieren und brüskieren.

R

Quittung

Für die Buren: 300 Mk. Weihnachtskollekte der französischen Nikolaigemeinde in Straßburg i. E.; 125 aus der Gemeinde Schöckingen bei Ditzingen, Württbg.; 94,10 aus der Gemeinde Steuden (Bez. Halle); 85 aus der Gemeinde Dachsenhausen; 70 aus der Gemeinde Dornstadt (Bez. Halle); 64,09 aus dem Kirchspiel Oberneisen; 43 aus der Gemeinde Lohrhaupten (Spessart); 30 von P R, Moritzburg; 21 vom Frauenverein Ober-Waroldern (Waldeck); je 20 von F R, Goslar; W R, Göttingen; H B, Bonn; 16 von M S in N; 11,10 aus der Gemeinde Weeze, Kr. Geldern; je 10 von R, Wohlmuthausen; H F, Schwerin; R, Haseloff; Th M u. R W, Frankfurt a. M.; 4 von Th. Dresden; je 3 von G, Mörz F, Rädigke; G, Zenden; durch K, Coblenz; 2 von N N, Iserlohn.

Für die Evangelischen in Österreich: 50 Mk. durch H D, Frankfurt a. M.; 30 aus der Kirchgemeinde Niedernhausen; 5 von M W, Berlin.

Für die Protestationskirche in Speyer: 50 Mk. aus der Kirchgemeinde Niedernhausen; 20 von K H, Oldenburg.

Für Armenien: 3 Mk. von H R, Hattorf; 2 durch K, Coblenz.

Herzlichen Dank!

D H

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H

Heute entschlief sanft nach schwerem Leiden mein inniggeliebter Mann, der

Pastor Johannes Baltzer
zu Gross Latzkow

im Alter von 36 Jahren.

Marie Baltzer, geb. Kalmus

Gross Latzkow b. Plönzig, 30. Dez. 1901.

Preisausschreiben

Der unterzeichnete Vorstand des Deutschen Protestantenvereins beabsichtigt die Herausgabe einer Flugschrift unter dem Titel:

„Liberal oder orthodox?“

in der die Unterschiede zwischen den beiden Richtungen des heutigen Protestantismus kurz und allgemeinverständlich auseinandergesetzt werden sollen. Die Form der Darstellung bleibt den Bewerbern überlassen. Die Arbeit soll zwei Bogen im Format der vom Deutschen Protestantenverein herausgegebenen Flugschriften (Evangelischer Verlag in Heidelberg), d. h. etwa 9600 Wörter nicht überschreiten. Für die beste Arbeit, die in den Besitz des Vereins übergehen würde, wird ein Preis von **Einhundertfünfzig Mark** ausgesetzt. Die Arbeiten sind mit einem Kennwort und einem verschlossenen Couvert, das den Namen und die Adresse des Verfassers enthält, bis zum 1. April 1902 an Herrn Dr. **Hugo Krüss, Hamburg, Adolphsbrücke 7,** einzusenden.

Der Vorstand des Deutschen Protestantenvereins

Hamburg, Dezember 1901.

Chronik der Christlichen Welt

Nr. 52. An die Freunde und Leser — Deusche Evangelische Landeskirchen: Aus Braunschweig (Rede und Gegenrede zum Fall Hillmann); Anfechtung der Lutherbibel — Vermischte Nachrichten (Eisenacher Krematoriumsstreit; Gemeindehäuser; Zum Fall Spahn; Schärfung des konfessionellen Gegensatzes; Berufsarbeiter des Evang. Bundes; Rheinischer Protest gegen die englische Kriegsführung) — Personalien

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Hannover. Mittwoch 15. Januar 5 Uhr bei Wachsning, Schillerstraße: Tolstois Christentum.

Gotha. Mittwoch 15. Januar nachm. 4 Uhr im Schützen: Die Rechtfertigung aus dem Glauben und der moderne Mensch. (H. Lehrer Linde.)

Lüttringhausen. Bergisches wissensch. theol. Kränzchen. Montag 13. Januar 5 Uhr im Düringer Hof: Wie schaffen und bethätigen wir ev. Gemeindebewußtsein? (Oberrealschuldirektor Dr. Hintzmann.) — Gäste willkommen.

Chronik der Christlichen Welt

Nr. 1. An die Freunde und Leser — Evangelische im Auslande: An den britischen Zweig der Evang. Allianz; Aus Belgien (Union des Egl. Ev. Prot.; Egl. chrét. miss.) — Römische Kirche: Oesterreichische Bischofskonferenz und Klerustag — Vermischte Nachrichten (Ein protestantisches Fürstenwort) — Anzeigen

Ronnefeldt's Thee
wird allgemein gelobt und weiterempfohlen.
Proben der 4 Hauptsorten M. 1.– „franco.“
Thee-Jmport Ronnefeldt · Frankfurt a/M.

Pensionat für nervöse
junge Mädchen gebildeter Stände
im Heimathause des Ev. Diakonievereins **Berlin-Zehlendorf**
(Prof. D. Dr. Zimmer)

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz
Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der **Krankenpflege** widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.
Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

Palmer, Kappus & Cie.
in **Jerusalem**
Generalvertretung:
Adolph Klett
Hirschstr. 30, **Stuttgart**
Orientreisen
Frühjahrsreisen nach
Aegypten, Palästina, Griechenland, Türkei
Nilreisen
Abfahrten der **Gesellschafts-Reisen** am 6. und 13. **Februar,** 6., 13., 20. **März** und 6. **April** 1902
Reisedauer 19—75 Tage
Preise M. **690—3100**
je nach Umfang der Reise
Für **Einzelreisende** vollständiges System v. zusammenstellbaren Rund-Reisescheinen, auch für Land-Aufenthalt, Führer, Besichtigungen etc.
Ausführliche illustrierte Programme kostenfrei durch obige Generalvertretung, ferner durch **J. J. Heselschwerdt** in **Frankfurt a. M.,** Kronprinzenstrasse 30 und **Lic. Dr. Benzinger,** derzeit in **Kairo,** per Adr.: **Hornstein, Peristiani & Co.**

Probenummern jederzeit gratis.
Bestellungen nimmt jede Postanstalt und jede Buchhandl. entgegen. Auch der Verlag der „Hilfe“, Schöneberg-Berlin.
Die Zeit bringt Hilf
Seit 1. Oktober erscheint die national-soziale Wochenschrift
„Hilfe“
billiges Volksblatt, 60 Pfg. durch Agenten viertelj., M. 1 bei Postbezug und im Buchhandel. Gleichzeitig erscheint als Revue „Die Zeit“ 3 M. viertelj.

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9

Thomas von Aquino und Kant

Ein Kampf zweier Welten

von

Dr. **Rudolf Eucken**
Geh. Hofrath, Prof. an der Universität Jena

8⁰. 44 Seiten. Mk. 0.60

Durch die augenblicklich im Vordergrund stehenden geistigen Kämpfe gewinnt die vorstehende Schrift eine besondere Aktualität; sie sucht den jetzt die Geister mächtig bewegenden Kampf auf die letzten Prinzipien zurückzuführen und damit zur Aufklärung zu wirken.

Demnächst erscheint:

Kantstudien

Philosophische Zeitschrift

unter Mitwirkung von

E. Adickes, E. Boutroux, Edw. Caird, C. Cantoni, J. E. Creighton, W. Dilthey, B. Erdmann, R. Eucken, M. Heinze, R. Reicke, A. Riehl, W. Windelband und anderen Fachgenossen

herausgegeben von

Dr. Hans Vaihinger o. ö. Prof. d. Phil. a. d. Univ. Halle a. S. und **Dr. Max Scheler** Privatdozent a. d. Univ. Jena

VII. Band 1. Heft.

Inhalt: F. Medicus, Kants Philosophie der Geschichte. — K. Vorländer: Die neukantische Bewegung im Sozialismus. — H. Vaihinger: Aus zwei Festschriften. Beiträge zum Verständnis der Analystik und der Dialektik der K. d. r. V. — H. Vaihinger: Erläuterungen der Begriffe von möglich und unmöglich, wahrscheinlich, unwahrscheinlich und gewiss, von Glück und Unglück. Ein wiederaufgefundenes „Loses Blatt“ von Kant. — G. Brodnitz: Ein französischer Romancier über Kant. — Die Wanda'schen Kantpublikationen. — Mitteilungen: Kant und Hegel. Kant und Carlyle. H. S. Chamberlain über Kant etc. etc.

Jeder Band von 4 starken Heften kostet Mk. 12.—
Einzelne Hefte Mk. 5.—

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Werner, Jul.: Pf. a. d. Paulskirche in Frankfurt a. M.

Das Licht des Lebens. Zeitpredigten auf Ewigkeitsgrunde, Reden und Skizzen. Geb. 5 M.

Verlag von Gustav Fischer in Jena

Soeben wurde vollständig:

Handwörterbuch der Staatswissenschaften

Herausgegeben von

Dr. J. Conrad, Prof. d. Staatswissensch. in Halle a. S.
Dr. L. Elster, Geh. Ober-Reg.-Rat u. vortr. Rat i. Berlin
Dr. W. Lexis, Prof. d. Staatswissensch. in Göttingen
Dr. Edg. Loening, Prof. der Rechte in Halle a. S.

Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage

7 Bände. Preis: brosch. 125 Mk., geb. 142 Mk. 50 Pf.

Die Verlagsbuchhandlung behält sich vor, nach dem 1. April 1902 eine Erhöhung des Preises eintreten zu lassen.

Ueber die Bedingungen für den Umtausch der ersten Auflage gegen die zweite wurde ein ausführlicher Prospekt hergestellt, der entweder direkt vom Verlag oder durch jede Buchhandlung bezogen werden kann.

Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik, Bildende u. angew. Künste

Jährlich 24 Hefte im durchschnittlichen Umfang von ca. 40 Seiten. Mit Bildern und Notenbeilagen.

Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

Was ist der Kunstwart? Eine Halbmonatsschrift, die vor Allem meldet, was im Kunststaate Gutes und Böses geschieht. Ein Hausfreund für Gebildete, der ihnen und den ihrigen Erhebung und Freude ins Heim bringen will, indem er sie lebendig beteiligt am Wollen und Schaffen der deutschen Kunst. Gleichviel, ob sichs mit Wort oder Ton bethätigte oder mit Linie, Form und Farbe. Der Kunstwart weiss aber: das Reden darüber thuts nicht allein, deshalb zeigt er auch, was Gutes er zeigen kann. Schöpfungen der besten deutschen Dichter, Tonsetzer und bildenden Künstler darf er den Lesern mit seinen Losen Blättern, seinen Bildern und seinen Noten auf den Tisch legen, und daneben solche, die irgend eine Erscheinung im Kunstleben erläutern oder kennzeichnen.

Abonnementspreis Mk. 3.— f. d. Vierteljahr

bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung

Georg D. W. Callwey, München.

Pensionat für Fortbildungsunterricht
Wiesbaden, Haus Sesam
Sprachen, Geschichte, Litteratur, Musik, Malen, Tanzen, und Haushaltung. Fünf Minuten vom Walde. Schöner Garten mit Turnhalle. Pension 900 Mark.
L. Harcourt, Vorsteherin
Anfragen vermittelt **Rade, Marburg**

PIANOS von ℳ 350.— an.
Harmoniums von ℳ 80.— an.
Höchster Rabatt, kleinste Raten. Freie Probelieferung. 10jährige Garantie. Pianos und Harmon. zu vermieten; bei Kauf Abzug der Miete. Illustr. Kataloge gratis-frko.
Wilh. Rudolph, Giessen.

La Semaine littéraire

Wöchentliche **Familien-Zeitschrift in französischer Sprache** erscheint jeden Sonnabend in **Genf** (Schweiz)

Beiträge der bekanntesten Schriftsteller Frankreichs und der französischen Schweiz
Erzählungen, Novellen, kurze Romane, Reiseskizzen und Gedichte, Essays über hervorragende Schriftsteller und Künstler, wissenschaftliche Chronik, politische Rundschau, Abhandlungen über ethische, volkswirthschaftliche und pädagogische Fragen, Modeberichte, Notizen über Haushaltung, Kinderpflege, Hygieine.

Weitverbreitetste und billigste litterarische Zeitschrift der Schweiz. Zur Vervollkommnung in der französischen Sprache warm empfohlen

Abonnementspreis: 1 Jahr M. 7,50, 6 Monate M. 4,00. — Probenummern gratis

Administration 4 Brd du Théâtre, Genf

Man kann bei allen Postanstalten des Deutschen Reiches abonniren
Wirksamstes Insertionsorgan. Anfragen und Aufträge beliebe man an Haasenstein & Vogler Genf (Schweiz) zu richten

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg